

Astrid Hansen

Die Frankfurter Universitätsbauten
Ferdinand Kramers



Fußfragment einer Portalfigur, Jügelhaus, Frankfurt am Main (Privatbesitz)

Astrid Hansen

DIE FRANKFURTER
UNIVERSITÄTSBAUTEN
FERDINAND KRAMERS

*Überlegungen zum Hochschulbau
der 50er Jahre*

V&G

Umschlag: Ferdinand Kramer, Piktogramm Universität Frankfurt am Main, 1952
(Foto: Privataarchiv Kramer)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Hansen, Astrid:
Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers /
Astrid Hansen. - Weimar : VDG, 2001
Zugl.: Marburg, Univ., Diss., 2001
ISBN 3-89739-190-2

© VDG • [Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften](#) • Weimar 2001
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form
(Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
© Foto auf dem Umschlag: Privataarchiv Ferdinand Kramer
© Foto Frontispiz: Astrid Hansen

Verlag und Autorin haben sich nach besten Kräften bemüht, die erforderlichen
Reproduktionsrechte für alle Abbildungen einzuholen. Für den Fall, daß wir etwas
übersehen haben, sind wir für Hinweise der Leser dankbar.

Layout: Knoblich & Wolfrum, Berlin
Druck: VDG, Weimar

*Ihr müßt nicht nur Städte, Maschinen,
Brücken und Weizen bauen, sondern
auch euer Leben, sagte Me-ti.*

(B. Brecht 1934/1939)

Meinen Eltern

VORWORT

In Volker Erbes Roman »Die Spur des Schwimmers« finden sich Beschreibungen des Frankfurter ›Campus‹. Hier durchquert der Held des Romans, Felix Lothringer den Hof, »über den der mächtige Schornstein des Heizwerks seinen grämlichen Schatten warf und steuerte die Telephonzelle bei den Parkplätzen an. [...] Er verließ das Universitätsgelände an dem weißroten Schlagbaum der Personalzufahrt. Schon stand er wieder auf der Allee. [...]« (Erbes 1991, S.19f.) Der mächtige Schornstein gehört zu dem Fernheizwerk, das Ferdinand Kramer für die Universität entwarf.

Ein Reiz, den diese Lektüre auf den ortskundigen Leser ausüben kann, ist, daß er den Ort der Handlung über die gebotene Beschreibung hinaus kennt und, daß ihm der soziale Handlungsrahmen bekannt ist. So gerät man auf eigentümliche Weise in den Strudel des Geschehens. Dies trifft auch für den Roman des Hamburger Professors Dietrich Schwanitz zu, der den sinnigen Titel »Der Campus« trägt. Ort des Geschehens ist die Universität Hamburg. Da aber zuckt der Architekturhistoriker zusammen, wenn er einen der Protagonisten des Romans über den Campus begleitet und liest: »Irgendwo zwischen der Universität, der ehemaligen Polizeiwache und der alten Thoraschule hatten sie (die Geister der Luft, A.H.) sich eingestet, eingeladen durch die trostlose Billigarchitektur, mit deren Kunstlosigkeit der Hamburger Senat viel Geld gespart und zugleich den Weg zurück zur Natur gefunden hatte. Der gesamte Campus sah aus, als ob ein Zyklop im Zorn einen Haufen Klötze und Quader auf ihm verstreut hätte, die nun ohne erkennbare Ordnung zueinander in urweltlicher Zufälligkeit umherlagen.[...] Er genoß seine maßlose Häßlichkeit mit einem perversen Schauer. [...] Er ließ jetzt die schwangere Auster des Audimax links liegen, schlenderte an einer Betonmauer vorbei, auf der die Ikone eines traurigen schlaffen Phallus mit dem Zeichen der Friedensbewegung und der Aufschrift versehen war: ›Frauen wehrt Euch‹, und stieg dann in das Souterrain des Mensagebäudes aus fahlem Gelbklinker hinab, das ihn immer an alte Bahnhöfe erinnerte.« (Schwanitz 1995, S. 33f.) Daß die Gestaltung des Hamburger Campus heute mehr als trostlos ist, kann man nicht bestreiten. Doch die Bauten sind alles andere als eine ›Billigarchitektur‹. Auch die Assoziation an Bahnhöfe ist nicht neu. Bereits bei Kramer können wir 1956 nachlesen, daß den, den die Frankfurter Universitätsbauten aus Gelbklinker an Bahnhöfe erinnerten, nichts übrig habe, für die Schönheit richtig verwendeter Materialien. (Kramer 1956, S. 1.) Doch was bei Schwanitz die Freiheit des Literaten ist, hätte man bei einem anderen Autor nicht erwartet. 1989 schrieb Hartmut Scheible – Professor an der Universität Frankfurt – in seiner Adorno-Biographie über die Universitätsbauten Kramers: »[...] Schon zuvor hatte in Frankfurt der von Horkheimer zum Leiter des Universitätsbauamtes bestellte, seine Unfähigkeit durch pseudodemokratische Verlautbarungen überspielende Architekt Ferdinand Kramer damit begonnen, Institutsgebäude im Stil von Gefängnisbauten zu errichten: die Brutalität und Primitivität dieser Architektur, durch die das Universitätsviertel zu einem Schandfleck der Stadt wird, hat mit Sicherheit zu den Ausbrüchen von Gewalt und Vandalismus im Gefolge der Studentenbewegung nicht wenig beigetragen.« (Scheible 1989, S. 140f.) In einer

sowieso schon unnötig angeheizten Diskussion über den Erhalt der Universitätsbauten Frankfurts stellt dies Ende der 80er Jahre nicht mehr als den Versuch dar, den Abriß durch ein vermeintlich wissenschaftliches und zugleich vernichtendes Urteil zu sanktionieren. Einfallsreicher wäre da schon gewesen, den Architekten Kramer selbst zu zitieren, der schon 1929 äußerte: »Die bewußte Verringerung der Lebensdauer eines Hauses ist nötig. Vielleicht bereitet ein Haus, das uns heute noch komfortabel erscheint, bereits der nächsten Generation eine Belastung.« (Kramer 1929.) Der Einsicht Kramers, daß ein Haus vielleicht nicht für die Ewigkeit gebaut sein könnte, stehen die Worte Alexander Kluges entgegen, der 1958 die Hoffnung äußerte, daß Kramers Universitätsbauten die nächsten hundert Jahre überdauern werden. (Kluge 1958)

Bislang haben sie erst einmal die letzten rund vierzig Jahre überdauert. Und es steht zu wünschen, daß dieses architektonische Erbe auch weiterhin erhalten bleibt. Die hier vorliegende Arbeit über die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers und die sich daran anschließenden Überlegungen zum Hochschulbau der 50er Jahre, zeigt nicht zuletzt die Gründe auf, die für einen Erhalt der Universitätsbauten der 50er Jahre sprechen.... So schrieb ich 1996.

Heute, 2001, sind die Frankfurter Universitätsbauten durch den Umzug der Universität in das IG Farben Gebäude von Hans Poelzig vielfach ihrer Funktion enthoben und vom Abriß bedroht. Wenn auch einige wenige Bauten inzwischen Kulturdenkmale gemäß des Hessischen Denkmalschutzgesetzes sind, werden sie, beobachtet man Frankfurter Denkmalpolitik, wohl keine Zukunft haben.

Die hier zu Druck gebrachte Marburger Dissertation wurde in jeder Phase ihres Entstehens von meinem akademischen Lehrer Herrn Prof. Dr. Ulrich Schütte gefördert und unterstützt. Für seine konstruktive Kritik, seine ermunternden Worte und seine Unterstützung sei ihm an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Besonderer Dank geht auch an Prof. Dr. Andreas Beyer. Frau Lore Kramer gewährte mir Zugang zu dem Privatarchiv Ferdinand Kramers. Hierfür ganz herzlichen Dank. Das Universitätsarchiv der Johann Wolfgang Goethe Universität öffnete mir Notker Hammerstein und durch die liebenswürdige Betreuung durch Gerrit Walther wurde das dortige Arbeiten zu einem angenehmen und belebenden Moment. Viel Geduld mit mir bewiesen die Mitarbeiter der Deutschen Bibliothek in Frankfurt. Für Gespräche und Hinweise danke ich Norbert Baues (Hamburg), Hanno Brockhoff (Karlsruhe), Almut Gehebe (Frankfurt), Hermann Hipp (Hamburg), Boris Meyn (Hamburg) und Wulf Schirmer (Karlsruhe). Bärbel Herbig danke ich für ihre unermüdliche Diskussionsbereitschaft, ihre Kritik und nicht zuletzt für die Übernahme der undankbaren Aufgabe, das Manuskript Korrektur zu lesen.

Unterstützung und Verständnis fand ich bei Familie und Freunden denen ich herzlich danken möchte. In ganz besonderer Weise Roswitha Bonacker. Dank geht auch an Svend Hansen, Carola Reinsberg, Anna Reuter, Marianne Schneider, Dirk Steuernagel, Martin Warny, Roswitha Wenzel, Markus Werner und Peter Mischlich (†). Die befreundeten Kommilitoninnen und Kommilitonen am Kunsthistorischen Seminar in Marburg haben mit mir diskutiert und Fragen gestellt.

In den Jahren 1993 bis 1995 wurde meine Arbeit durch ein Stipendium der Hessischen Graduiertenförderung an der Philipps Universität zu Marburg gefördert.

Mein innigster Dank gilt meinen Eltern, deren immerwährende geduldige Förderung und Unterstützung in ideeller und finanzieller Hinsicht zunächst mein Studium und damit letztlich diese Arbeit erst ermöglicht haben. Ihnen ist diese Arbeit zugeeignet.

A.H., Juni 1996/Juli 2001 zwischen Frankfurt am Main und Karlsruhe

INHALT

EINLEITUNG	17
Thema, Fragen und Ergebnisse	17
Forschung und Methode	29
I. TEIL	41
KAPITEL 1	
DIE JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT IN FRANKFURT AM MAIN – ASPEKTE IHRER BAULICHEN ENTWICKLUNG VON 1906 BIS 1952	43
1.1 »Ein Wahrhaft monumentales Ganzes« Zur städtebaulichen Lage der Frankfurter Universität	44
1.2 Das Jügelhaus. Das Frankfurter Kollegiengebäude von 1906	51
1.3 Die weitere bauliche Entwicklung der Universität – 1918 bis 1945: Jahre der Stagnation	59
1.4 Zerstörung und erste Ideen des Wiederaufbaus 1945 bis 1952	60
KAPITEL 2	
DER WIEDER-AUFBAU DER FRANKFURTER UNIVERSITÄT UNTER DER LEITUNG FERDINAND KRAMERS. DIE JAHRE 1952 BIS 1964	65
2.1 Ferdinand Kramer: Remigration und Übernahme des Bauamtes. Zur Position Kramers im städtebaulichen Kontext Frankfurts	65
2.2 »Plan einer kleinen Stadt«: Der Generalbebauungsplan der Frankfurter Universität	76
2.3 Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers	83
2.3.1 Der Haupteingang der Universität und das Rektorat	83
2.3.2 Die Institutsbauten	86
2.3.2.1 Das Englische Seminar und Amerika Institut	86
2.3.2.2 Das Geologisch-Paläontologische Institut und das Geographische Institut	90
2.3.2.2.1 Das Geologisch-Paläontologische Institut	91
2.3.2.2.2 Das Geographische Institut	91
2.3.2.3 Das Biologische Camp	92
2.3.2.3.1 Die Biologischen Institute	93
2.3.2.3.2 Das Gärtnerhaus	97

2.3.2.4	Der Bau für die Institute Pharmazie und Lebensmittelchemie	98
2.3.2.5	Das Philosophische Seminargebäude (Philosophicum)	101
2.3.2.6	Die Institute für Mathematik und Physik I und II	105
	2.3.2.6.1 Institut für Physik und Mathematik I	106
	2.3.2.6.2 Das Institutsgebäude Mathematik II	106
2.3.2.7	Das Institut für Kernphysik	107
2.3.2.8	Versuchsbühne und Vorlesungsraum des Studententheaters – Studiobühne	108
2.3.3	Das Fernheizwerk	109
2.3.4	Die Mensa	112
2.3.5	Die Hörsaalbauten	114
2.3.6	Die Studentenwohnheime	116
2.3.6.1	Das Studentenwohnheim Bockenheimer Warte	116
2.3.6.2	Das Walter-Kolb-Studentenwohnheim	121
2.3.7	Die Stadt- und Universitätsbibliothek	122

KAPITEL 3

DER ARCHITEKT FERDINAND KRAMER.

DIE UNIVERSITÄTSBAUTEN IM KONTEXT SEINES ŒUVRES 127

3.1	Kramers Entwurfshaltung, oder die Auseinandersetzung mit der gestellten Bauaufgabe	127
3.1.1	»Soziale Nützlichkeit, Sachlichkeit war unser wesentliches Anliegen« – zu Kramers Schriften der 20er Jahre	128
3.1.2	»Bauen für die Wissenschaft« – schriftliches zum Universitätsbau	133
3.1.3	»...dafür bin ich nicht geboren«: Exil in den USA	135
3.2	Schönheit und Wahrheit oder die funktionale Form – Zur Materialästhetik der Universitätsbauten F. Kramers.	139
3.2.1	Transparenz – Zum Bauen mit Glas	141
3.2.2	Brisesoleils, Treppen und die Ästhetik des Vordaches	146

2. TEIL 151

KAPITEL 4

DER HOCHSCHULBAU DER 50ER JAHRE – EINE BETRACHTUNG ANHAND AUSGEWÄHLTER BEISPIELE 153

4.1	Der Moderne erster Aufzug? Wissenschaftsarchitektur der 20er, 30er und 40er Jahre: Ausgewählte Fallbeispiele	153
4.1.1	Das Kölner Universitätshauptgebäude von Adolf Abel	156

4.1.2	Karl Gruber und die Universität Heidelberg	160
4.1.3	Die Tübinger Neue Aula von Hans Daiber	162
4.2.	Der Universitätsbau der 50er Jahre in der Bundesrepublik – Der Moderne zweiter Aufzug!	164
4.2.1	Freie Universität Berlin: Das Dahlemer Wissenschaftsgelände erhält eine neue Struktur	166
4.2.2	Universität Saarbrücken: Wie eine Kaserne zum Universitätscampus wird	172
4.2.3	Der Von Melle Park: Hamburgs Universitätscampus	179
4.2.4	Von Institutsviertel zu Institutsviertel: das Universitätszentrum von Freiburg	186
4.3	Die Vorbilder des Universitätsbaus der 50er Jahre	192
4.3.1	Bauten für Hochschulen in der Schweiz	192
4.3.2	»Universitetsparken« – die Bebauung der dänischen Universität Aarhus	196
4.3.3	Walter Gropius und Mies van der Rohe – Revolution in den Staaten	199
4.4	StadtUniversität versus Universitätsstadt, oder zur Synthese zweier Ideale	205

KAPITEL 5

	HOCHSCHULBAU DER 50ER JAHRE – ÜBERLEGUNGEN ZU EINER ARCHITEKTUR IM KONTEXT IHRER ZEIT	211
5.1	Restauration statt Reform: Die Wiederherstellung der Universitäten nach 1945	211
5.2	Die Moderne im Universitätsbau: Antirestauratives Bauen, oder die Funktionalisierung einer Architektursprache	219
5.3	Universitätsbauten der 50er Jahre: Eine Betrachtung im architekturhistorischen Kontext	243

	AUSBLICK	247
	ZUSAMMENFASSUNG	251
	LITERATURVERZEICHNIS	255
	ABBILDUNGEN	275

EINLEITUNG

Thema, Fragen und Ergebnisse

Der 1898 in Frankfurt geborene Architekt Ferdinand Kramer remigrierte 1952 aus den USA in seine Heimatstadt, um als Leiter des Bauamtes der Universität deren *Wieder-Aufbau*¹ zu gestalten. Die in den Jahren 1953 bis 1964 errichteten Bauten stellen die umfassendste und bedeutendste Arbeit innerhalb seines Gesamtœuvres dar.²

Kein zweites Werk Kramers ist bis heute derart umstritten wie diese Bauten, die in Frankfurt schon zu ihrer Entstehungszeit zu einem Politikum wurden. In der Frankfurter Presse und in Fachkreisen haben sie seither unterschiedliche Reaktionen, die sich zwischen Bewunderung und heftiger Ablehnung bewegen, hervorgerufen. Von einem Kramerkomplex, der in Frankfurt herrsche wird ebenso gesprochen, wie einem Mythos vom großen Baumeister, dessen Werk für immer unangestastet bleiben müsse.³

Zwar beruhigte sich der in den 50er Jahren ständig schwelende Streit 1964, als Kramer aus dem Bauamt aus Altersgründen ausschied ein wenig, doch mehr als die Ruhe vor dem Sturm war dies nicht. Die Funktionalismuskritik der 60er Jahre und die Studentenrevolte ›68 hatten Auseinandersetzungen zur Folge, die in ganz unterschiedlicher Weise auch vor diesen Bauten nicht halt machten. Die Bauten waren den Studenten zu Repräsentanten einer bürgerlichen Welt und Universität geworden, gegen die man sich nun endlich erhob. Daß manches von Kramer anders erdacht war, als von den 68ern aufgefaßt, war dabei längst in Vergessenheit geraten.⁴

-
1. In der hier vorliegenden Arbeit, wird bezüglich der Universitäten von *Wieder-Aufbau* gesprochen. Die Universitäten werden in dem Sinne wieder-aufgebaut, daß man ihren Baubestand zwar hauptsächlich neu erbaute, doch da man die Universität als Institution nicht reformierte, kann in letzter Konsequenz nicht von einem Neubau gesprochen werden, sondern eben nur von einem Wieder-Aufbau. Auch macht sich die Parole »Keine Experimente« bemerkbar, und es wäre entsprechend des Zeitgeistes der 50er Jahre nicht korrekt, bezüglich der Universitäten von einem Neubau derselben zu sprechen. Von *Wiederaufbau* wird gesprochen, sofern es sich um eine weitgehende Wiederherstellung der alten, aber zerstörten Baubsubstanz handelt.
 2. Zu Kramers Gesamtœuvre siehe Jourdan 1981; Ferdinand Kramer. Architektur und Design 1982; Lichtenstein 1991.
 3. Hierzu Wurm 1989, S. 142; Kramer Gedächtnispark, in: FAZ vom 12.11.1987; Tristes Erbe, in: FAZ vom 10.9.1987.
 4. Fabian Wurm, Schöne Grüße vom Barbaren, in: az vom 16.11.1985. Hierzu auch Rahms 1982, S. 25: »Revolutionär gestimmte Studenten der 60iger Jahre lasen diesem sachlich-kühlen Raum (der Mensa, A.H.), bei dem Kramer besonders auf die technische Perfektion des Küchenbetriebes und der Essensausgabe bedacht gewesen war, die ›Menschenverachtung‹ der ›herrschenden Klasse‹ ab. Kramer, inzwischen pensioniert, zählte für sie ohne weiteres dazu, schon weil er Baudirektor war und im Auftrag der Universität arbeitete.« Zum empfundenen Mangel an Sinnstiftung und der von Studenten in den 68ern empfundenen Brutalität mancher Universitätsbauten der Nachkriegsjahre vgl. auch Pommerin 1989, S. 491.

Als unerträgliche Raumnot die Universität in den 80er Jahren von Neubauplanungen sprechen ließ, schien den Gegnern der Kramer-Bauten der Zeitpunkt gekommen, den Abriß einiger derselben zu fordern. Endlich, so schien es, könne man sich dieses ungeliebten architektonischen Erbes entledigen. Die Ausschreibung des entsprechenden Wettbewerbs stellte schließlich drei Bauten zur Disposition.⁵ Etliche Proteste und eine erneut über die Grenzen Frankfurts hinweg geführte Diskussion über die Kramer-Bauten, hatten eine Revision dessen zur Folge. Die leeren Kassen, die Neubauprojekte zunächst nicht zuließen, und die nun gefallene Entscheidung, daß ein Teil der Frankfurter Universität in das ehemalige I.G.-Farben-Gebäude von Hans Poelzig umzieht, haben die Diskussion beruhigt.⁶ Doch ist jetzt damit zu rechnen, daß diese neu entstehen wird, wenn angesichts eines Teil-Umzuges der Universität über die Neustrukturierung des jetzigen Universitätszentrums und dessen Bauten gesprochen werden muß.

In der hier vorliegenden Arbeit steht dieses umstrittene architektonische Erbe Frankfurts im Mittelpunkt der Überlegungen zum Hochschulbau der 50er Jahre. Es wird hier erstmals in einer derart umfassenden Form der Forschung zugänglich gemacht, nachdem es in den vergangenen Jahren in mehreren Aufsätzen bereits eine ausschnittshafte Betrachtung erfahren hat.⁷

-
5. Zum Wettbewerb der Universität siehe Goethe Universität Frankfurt/Main, in: Baumeister 6/1988, S. 12; Fabian Wurm, Abreißen?, in: FR vom 11. September 1987; Wie teuer sind der Universität Kramers Bauten, in: FAZ vom 10.11.1987; Zu den Protesten siehe Neues Frankfurt, Neue Uni? Aufruf der Studenten (vor allem aber der Töchter Ferdinand Kramers und seiner Witwe) gegen den Abriß der Bauten mit Unterschriftenliste, Privatarchiv Kramer: »[...] In ihrer Einfachheit und Transparenz sind die Universitätsbauten exemplarisch für den Stil der Neuen Sachlichkeit, dieser jedoch ist im Zeitalter des Luxus nicht mehr aktuell. Heute sind Statussymbol und der rasche Wechsel der Moden gefragt. Für uns aber verkörpern diese Bauten die Universität als ein offenes Zentrum geistiger Produktivität. Deshalb sind wir gegen einen Abriß der Kramer-Bauten und für ihre Instandsetzung.« Zur Übergabe der Unterschriftenliste vgl. Uni-Jury mit Protestbrief begrüßt, in: Neue Presse vom 20.12.1988.
Gegen den Abriß wenden sich auch J. Stürzebecher/ U. Wenzel / V. Warren, Uni oder Kariert, in: Auftritt 6/1988, S. 14-16; Krämer gegen Kramer?, in: Uni Extra, April 1988, S. 7-10; auch Paul Posenenske, Ferdinand Kramers Frankfurter Universitätsbauten vor dem Abriß?, in: Werk und Zeit 1/1988, S. 35-36.
Zur schließlichen Wettbewerbsüberarbeitung siehe Goethe-Universität Frankfurt, Baumeister 3/1989, S. 9; Universität Frankfurt erhält ein neues Gesicht, in: Uni-Report 11. Januar 1989; Helene Rahms, Kahl und Chaotisch, Schönheitskur für Frankfurter Universitätsviertel, in: FAZ vom 18.3.1988; Wolfgang Jean Stock: Moderne vor dem Abriß, in: Süddeutsche Zeitung vom 20.12.1988; weitere Materialien zur Diskussion über den Wettbewerb und den möglichen Abriß im Privatarchiv Kramer.
6. Vgl. Der Preis bestimmt die Zukunft. Diskussion über die künftige Nutzung des ehemaligen I.G.-Farben-Gebäudes, in: FR vom 1. April 1995; Ein Juwel für die Universität. Einig für I.G.-Farben-Haus, in: FR (Stadtrundschau) vom 29. April 1995; »Die Chance auf das I.G.-Farben-Gebäude elektrisiert uns« Den Wunsch, das Gebäude öffentlich zu nutzen, teilen alle: Die Universität braucht aber auch die Nachbarflächen, in: FR (Stadtrundschau) 5. Mai 1995; Für rund 170 Millionen ins IG-Farben-Haus, in: FAZ (Rhein Main Zeitung) vom 29. April 1995. Bislang ist der Zeitpunkt, ab dem die Universität umziehen kann noch ungewiß. Hierzu auch Im Wintersemester kein Student im IG-Farben-Haus, in: FAZ (Rhein-Main-Zeitung) vom 16. Februar 1996. Zur Gefallenen Entscheidung, Kauf des früheren I.G.-Farben Geländes gesichert, in: Uni-Report 5/1996, S. 1; Burg mit Schwung, in: ebenda, S. 6. Daß die Universität in das I.G.-Farben-Gebäude umziehen wird, steht nunmehr fest. Vgl. 148 Millionen Mark für das I.G.-Farben-Haus, in: FAZ vom 15. Mai 1996; Ernst Wegener, Ein großer Schritt, in: FAZ vom 15.5.1996. Endlich scheinen sich die Wünsche der Frankfurter Universität nach einer, ihr als angemessen erscheinenden, Repräsentation, zu erfüllen.

Der erste Teil der Arbeit, ist entsprechend hauptsächlich dem Werk Kramers für die Frankfurter Universität gewidmet.

Neben einer Betrachtung dieses Werkes Ferdinand Kramers, geht die hier vorliegende Arbeit in einem zweiten Teil der Frage nach, welcher Architektursprache sich Universitätsbauten auch anderer westdeutscher Universitäten nach 1945 bedienen und welcher Intention dies im jeweiligen Fall unterliegt. Daneben sollen, durch die getroffene Auswahl der Bauten, Frankfurts Universitätsbauten in ihren architekturhistorischen Kontext gestellt werden.

Die Hauptthese, die diese Arbeit zu belegen sucht ist, daß sich Universitäten nach 1945 vorzugsweise in Bauten darstellen, die eine moderne Architektursprache aufweisen, was mit Intentionen sowohl wissenschaftspolitischer als auch politischer Art verbunden ist, daß sich aber andererseits die inneren Strukturen der Universität kaum verändern, so daß die nach außen vorgetragene Modernisierung sich im Inneren nicht widerzuspiegeln vermag.

Dem ersten Teil der Arbeit wurde ein Kapitel über die bauliche Entwicklung der Frankfurter Universität seit ihrer Gründung vorgeschaltet. Es geht hierbei weniger um eine Darstellung architekturhistorischer Entwicklungen im Bereich des Universitätsbaus im allgemeinen, sondern in erster Linie geht es um das Wechselverhältnis zwischen der Universität und den für sie *eigens* erstellten Bauten. Genauer: Es geht um die Frage, welche architektonische Form die Frankfurter Universität in ihrer kurzen Geschichte, die zugleich in ein Jahrhundert größter politischer Umbrüche fällt, zu ihrer Darstellung wählt.

Noch im Kaiserreich 1914 gegründet, muß die Frankfurter Universität durch den Ersten Weltkrieg enorme finanzielle Verluste hinnehmen, die einen weiteren (baulichen) Ausbau weitgehend unmöglich machen. Dies steht im Einklang mit der Situation fast aller deutschen Universitäten. Dennoch ist die Weimarer Republik für die Frankfurter Universität alles andere als eine schlechte Zeit. Der in Frankfurt und an ihrer Universität herrschende liberale Geist läßt diese Jahre zu ihrer Blütezeit werden.⁸ Ihr Ausbau allerdings stagniert.

In den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende hatte man an der Victoria-Allee (der heutigen Senckenberg-Anlage) eine Gruppe von Wissenschaftsgebäuden im Hinblick auf eine Universitätsgründung errichtet. Unter ihnen das sogenannte Jügelhaus, das 1914 zum Hauptgebäude der Universität wurde.⁹

7. Vgl. insbesondere Rahms 1982, S. 24ff.; Wurm 1985, S. 142ff.; Hansen 1991, S. 82ff.; dies. 1994, S. 69ff.

8. Schivelbusch 1985, S. 19ff.

9. Der Name Jügelhaus, den das Frankfurter Hauptgebäude trägt, geht auf den ursprünglichen finanziellen Träger des Hauses, die Jügel-Stiftung zurück. Die Brüder August und Franz Jügel hatten ein Legat in Höhe von zwei Millionen Mark zum Gedächtnis ihres Vaters, des Frankfurter Buchhändlers Karl Christian Jügel, nach dessen Hinscheiden im Jahre 1870 abgefaßt und dieses fiel durch den Tod des zweiten Überlebenden 1901 der Stadt zu.

Es war schließlich Franz Adickes, der als Vorsitzender der Jügelstiftung durchsetzte, daß das Geld statt für ein Siechenhaus (ein solches hatte die Stadt bereits selbst errichtet), für »[...] die Errichtung und Unterhaltung einer öffentlichen akademischen Unterrichtsanstalt für die Gebiete der Geschichte, der Philosophie und der deutschen Sprache sowie der Literatur« verwendet wurde. Hierzu Flesch-Thebesius 1964, S. 27f.

Die Gestaltung dieses Hauses ist für die Gründungsgeschichte der Universität beziehungsweise für deren Positionsbestimmung unter den Universitäten des deutschen Reiches in dieser Zeit von erheblicher Bedeutung. Sie ist, wie es Marschall für die Universitätshauptgebäude des 19. Jahrhunderts allgemein formuliert, die »Visitenkarte« der Universität.¹⁰

Man nahm sich das kurpfälzische Mannheimer Schloß und/oder das Hauptgebäude der Universität in Gießen aus dem Jahre 1876-80 zum Vorbild bei der Fassadengestaltung.¹¹ Doch haben wir es hier nicht mit einem direkten Zitat zu tun, obwohl die Orientierung an Mannheim kaum zu übersehen ist, sondern eher mit der Übernahme eines Herrschaftsgestus beziehungsweise einer einfachen Übernahme herrschaftlicher Formen.

Wie aber ist es zu verstehen, wenn eine bürgerliche Stadt wie Frankfurt, in einer Zeit, in der die Wissenschaftsarchitektur gerade einen Wandel dahingehend erfährt, daß man von dem bautypologischen Vorbild des Palast- bzw. Schloßbaus abweicht¹², sich noch derart konservativ zeigt?

Die Quellen zur Frankfurter Universitätsgeschichte zeigen, daß es bei ihrem Ringen um Anerkennung vor allem darum ging, gegen einen Traditions-mangel anzukämpfen. Es kann daher nicht überraschen, daß man in der Architektur eine Darstellungsform suchte, die statt der Innovation, der Tradition folgt. Dieser Beobachtung schließt sich die These an, daß durch die traditionelle Architektursprache Historizität suggeriert werden sollte. Zu eigen macht man sich dabei, daß das »Wissenschaftsschloß« im »kollektiven oder kulturellen Gedächtnis« der Vorstellung adäquater Wissenschaftsarchitektur entspricht.¹³ Desweiteren kommt der Errichtung des Jügelhauses hinsichtlich der Universitätsgründung eine politische Dimension zu. Denn als 1866 Frankfurt von Preußen annektiert wird, bedeutet dies für die Stadt ein noch lange schmerzhaft empfundenes Ende der Unabhängigkeit gegenüber Preußen als Freie Reichsstadt. Die Universitätsgründung, der längere Verhandlungen mit Berlin vorausgegangen sind¹⁴, ist vor diesem historischen Hintergrund auch ein Prestigeobjekt des eigenen Selbstbewußtsein Frankfurts gegenüber Preußen. Berlin genehmigte schließlich die Universitätsgründung erst, als sichergestellt war, daß der Universität genügend Räumlichkeiten zur Verfügung standen, für die Preußen allerdings finanziell nicht aufkam. So wurden die Universitätsbauten allein von den stiftungsfreudigen Bürgern Frankfurts finanziert, und daß man sich dabei derart großzügig zeigen konnte, stärkte das Selbstbewußtsein Frankfurts gegenüber Preußen nicht gerade wenig.

Die Universität weist eine Stadtrandlage auf, was auf ihre späte Gründung zurückgeführt wird.¹⁵ Die Entscheidung, die Universität im Westen der Stadt anzusiedeln ist aber zudem eine von weiteren Überlegungen getragene Entscheidung. Maßgeblich ist zunächst, daß die Uni-

10. Vgl. Marschall 1993, S. 1.

11. Zu Gießen vgl. Werner 1982, S. 275, Kat. Nr. 418; Marschall 1993, Kat. Nr. 29.

12. Hierzu Marschall 1993, S. 267ff. Beispiele hierfür sind Jena, vgl. Nerdinger 1988, S. 207ff.; Zinserling 1985, S. 683ff. und Hamburg vgl. Lafrenz 1978, S. 87.

13. Zum Thema »Bürgerschloß« beziehungsweise »Wissenschaftsschloß« siehe Richter/Zänker 1988.

14. Zur Gründungsgeschichte der Frankfurter Universität siehe Kluge 1972.

15. v. Beyme 1992, S. 211.

versität in der Stadt liegt. Nicht nur als Stiftungsuniversität, sondern auch topographisch, ist sie somit eine Stadtuniversität.¹⁶ Die Synthese, die sie mit der Stadt eingeht, wird von ihren Gründern bewußt initiiert, und dies wird später – nach 1945 – noch einmal von Bedeutung sein. Daß sich die Universität am Rande des damals vornehmsten Wohnviertels, dem Westend befindet, ist dabei kein Zufall. Hier ging es um eine Verbindung zwischen Stadt und Universität, insbesondere deren Stiftern, die vorwiegend im Westend wohnhaft, ihr neuestes Projekt auch in einen räumlichen Bezug zu sich selbst setzten.

Im deutschsprachigen Raum erfahren die Universitäten im 19. Jahrhundert einen Bau-Boom wie nie zuvor. Dies steht im Zusammenhang mit der Universitätsreform Humboldt'scher Prägung, die eine Aufwertung der Universität in Staat und Gesellschaft zur Folge haben sollte. Überall im Land entstehen nun Universitätshauptgebäude, die nicht nur die Universität, sondern auch den Staat als Träger derselben zu repräsentieren hatten.¹⁷ »Der Baustil paßte sich den offiziellen Bauten weitgehend an, wobei den Universitätsportalen, Aulen und Rektoratsräumen meist die Aufgabe zufiel, Wissenschaft und staatliche Macht zu repräsentieren.«¹⁸

Es ist die Architektur, die wie keine zweite Kunstgattung über politische, gesellschaftliche oder wie in unserem Falle im weitesten Sinne über universitätspolitische Verhältnisse, Auskunft zu geben vermag. So führen uns die Universitätsbauten des 19. Jahrhunderts, die sich vielfach bis heute erhalten haben und in Benutzung sind, eine Universität vor Augen, der es bei der äußeren Gestaltung der Bauten vor allem an einer Realisierung eines hohen Repräsentationswertes gelegen war.¹⁹ Universitätsbauten des 19. Jahrhunderts rezipieren den Bautyp des barocken Schlosses oder des Palais und werden in der Forschung daher auch als »Bildungs- oder Wissenschaftsschlösser« bezeichnet.²⁰ In ihrer Größe und aufwendigen Gestaltung drückt sich der Stellenwert aus, den die Universität als Bildungseinrichtung in dieser Zeit genießt. Und diese Bauten verweisen auch auf ein hohes Selbstbewußtsein des Bildungsbürgertums, dem wir auch in Frankfurt begegnen.

Die Masse, der in wilhelminischer Zeit entstandenen Universitätsbauten sowie die schlechten wirtschaftlichen Bedingungen der Weimarer Republik bedeuteten in den Zwischenkriegsjahren einen weitgehenden – aber keinesfalls vollkommenen – Baustillstand.²¹ Erst in den 50er Jahren, vor allem aber dann in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, kommt es in Deutsch-

16. Mayr 1979, S. 25f.

17. Zu diesen Bauten jüngst Marschall 1993. Die Entwicklung einzelner Wissenschaften hatte dazu geführt, daß nun vermehrt auch einzelne Institutsbauten entstanden, da die Gesamtgebäude den Ansprüchen nicht mehr allumfassend genügten. Hierzu auch Endlich 1980, S. 20, die darauf hinweist, daß sich in den Bauformen ökonomische Einflüsse, soziologische und politische Konstellationen und Vorstellungen der Architekten als Ideologieträger manifestieren.

18. Prahl/Schmidt-Harzbach 1981, S. 112f.

19. Hierzu Richter/Zänker 1988, S. 136. Die Autoren weisen darauf hin, daß man bei der Innengestaltung der Bauten stärker nach praktisch-organisatorischen Gesichtspunkten plante. Vgl. auch Endlich 1980, S. 20.

20. Zu diesem Begriff siehe grundlegend Richter/Zänker 1988; auf die Rezeption von Schloßbauten im Bereich des Universitätsbaus des 19. Jahrhunderts siehe auch Marschall 1991, passim.

land zu einem zweiten, ebenfalls bislang nicht wiederholten Bauboom im Bereich des Universitätsbaus.²²

Der Kontrast – so hat es den Anschein – zum 19. Jahrhundert könnte nicht größer sein. Hier, wie für das 19. Jahrhundert gilt, daß die Bauten die Universität nach außen darzustellen hatten. Ein Wandel der Bauformen von Universitäten könnte die Veränderungen der gesellschaftlichen Funktion und Rolle der Universitäten erkennen lassen, wenn es stimmt, daß sich »in den Bauformen [...] ökonomische Einflüsse, soziologische und politische Konstellationen, Vorstellungen der Architekten als Ideologieträger und der Stand der Technik«²³ manifestieren.

Nach 1945 hatten sich alle Voraussetzungen für die Universität und ihr Bauverhalten geändert. Man baute vor dem Hintergrund »der unbestrittenen Tatsache des politischen Versagens der deutschen Universitäten vor und während der Hitler-Diktatur« (Habermas). Man baute vor der Folie veränderter gesellschaftlicher und politischer Voraussetzungen, denn erstmals entstanden – wie gesagt mit einigen wenigen Ausnahmen in der Zeit der Weimarer Republik – im westlichen Teil Deutschlands Universitätsbauten in einem demokratischen Staatssystem. Allerdings baute man auch vor dem Hintergrund, daß die Universitäten ihren gesellschaftlichen Stellenwert dahingehend eingebüßt hatten, daß im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, der Staat sie in den 50er Jahren nun nicht mehr als ein besonderes Prestigeobjekt pflegte.²⁴ Nun jedenfalls der Anspruch an Architektur, an Wissenschaft und damit an Wissenschaftsarchitektur mußte einen Wandel erfahren haben.

»Wissenschaftsschlösser«²⁵ jedenfalls, baute man nun nicht mehr. Ob es zu einem Wandel gekommen ist, und wenn ja, wie dieser aussieht, das wird hier zum Thema gemacht werden. Universitäten – dies zeigt sich vor allem seitdem sie sich eigene Gebäude errichten – wählen sehr bewußt die Bauformen, in denen sie sich schließlich darstellen. Und als öffentliche Bauten geben sie Auskunft über Ideologie und Selbstverständnis der Institution, für die sie entstanden sind. Sie geben Auskunft über die Intentionen des öffentlichen Auftraggebers, der ihr finanzieller Träger ist und die gesellschaftspolitischen Bedingungen unter denen sie entstehen. Und noch heute bezieht eine Universität einen Teil ihres »Images« über ihre Bauform.²⁶

21. Zur Not der Universitäten siehe Prah/Schmidt-Harzbach 1981, S. 147f. Viele Universitäten können in den Zwischenkriegsjahren noch im Bereich des Klinikwesens eine bauliche Verbesserung vorweisen. Auch zu Neubauten von Naturwissenschaftlichen Instituten kommt es in dieser Zeit. Mit vereinzelten Ausnahmen – auf die an anderer Stelle einzugehen ist – werden aber keine Universitätshauptgebäude oder andere größere Bauvorhaben auf diesem Bausektor realisiert. Zu einzelnen Bauten der Zwischenkriegsjahre siehe die Literatur zum Universitätsbau hier im Literaturverzeichnis.

Soweit es Planungen während des Nationalsozialismus betrifft, bleibt festzuhalten, daß diese meist un- ausgeführt blieben. Auf die wichtigsten Planungen wird hier an entsprechender Stelle eingegangen.

22. Der, neben anderen auch von Endlich vertretenen Auffassung, daß noch in den 50er Jahren von einer Stagnation im Bereich des Hochschulbaus gesprochen werden muß, kann angesichts der Fülle des Materials nicht gefolgt werden. Siehe Endlich 1980, S. 39.

23. Endlich 1980, S. 20.

24. Becker 1983, S. 330f.

25. Zur Ausdehnung des Begriffes Bürger- und Wissenschaftsschloß siehe Richter/Zänker 1988.

26. Siehe hierzu auch Zänker 1977, S. 67.

Die Universität nach 1945 unterscheidet sich in ihrer Struktur kaum grundlegend von jener des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Natürlich hatten sich im Laufe der Zeit Veränderungen eingestellt, hatten Reformansätze beispielsweise in der Weimarer Republik existiert. Doch im Ganzen gesehen, hatte sich in Deutschland die Ordinarienuniversität mit ihren hierarchischen Strukturen etabliert und prägte auch nach 1945 – trotz aller Reformansätze in der Nachkriegszeit – ihren Charakter noch bis in die späten 60er Jahre.²⁷ De facto bauten die Architekten nach dem Krieg für eine noch immer hierarchisch strukturierte (Ordinarien-) Universität.²⁸

»Nicht die Demokratisierung der Institution stand im Vordergrund des Wiederaufbaus, sondern die Ausrichtung der Institutionen auf die Aufgaben und Bedürfnisse der neuen demokratischen Ordnung. Die Adenauer-Ära«, so schreibt Sontheimer weiter, »war eine dürftige Zeit, sofern es um die strukturelle Neuordnung von Institutionen ging.«²⁹ An der Kulturpolitik der Alliierten und der westdeutschen Politik unter Adenauer, an die mit den Schlagworten militärische und wirtschaftliche Westintegration sowie der ständigen Verbesserung der Lebensverhältnisse, an dieser Stelle nur kurz erinnert sei, ist auch der Wieder-Aufbau der Universitäten zu messen. Ziel dieser Politik auf Universitätsebene war zunächst nicht eine schnelle Öffnung der Universität für alle, obwohl hiervon verstärkt gesprochen wurde. Schon allein aus finanziellen Gründen konnte man hieran nicht wirklich interessiert sein. Ziel war vordergründig vielmehr, den schnellen Anschluß an den westlichen Wissenschaftsstandard zurückzuerlangen, um auch auf diesem Gebiet ein gleichberechtigter Partner der westlichen freien Welt zu werden. Es setzte ein Modernisierungsprozeß der Universitäten ein, der sich allerdings noch nicht in ihrer strukturellen Organisation niederschlug. Aber die Bauten waren ein wesentlicher Bestandteil dieses Prozesses. Und die Neubauten, die hier entstanden, waren aufgrund ihrer modernen Architektursprache deutliches Signal einer allgemeinen Modernisierung und Westorientierung.³⁰ Das Pathos, das noch die vereinzelt Neubauten der 20er Jahre und vor allem die hybriden Universitätsplanungen unter Hitler hatten, wechselte man nun unter den Blicken einer kritischen Weltöffentlichkeit gegen ein modernes bescheidenes Bauen ein, welches sich an Vorbildern aus den Staaten und Skandinavien zu orientieren suchte.

Dieses Phänomen einer – wie es Walter Grasskamp in einem anderen Zusammenhang nennt – »Kulturpolitik des schlechten Gewissens«³¹, ist inzwischen im Bereich der bildenden Kunst und des Ausstellungswesens, beispielsweise für die documenta I und II, von der Forschung erkannt und einer Analyse unterzogen worden.³² In der Architekturforschung haben solche Ansätze noch kaum Beachtung gefunden. Man spricht zwar davon, daß die Moderne nach 1945 als eine Art politisch sauberer Stil verstanden wurde, und daß dies einer der Gründe für ihre

27. Zur Ordinarienuniversität siehe Prah/Schmidt-Harbach 1981, S. 97f. Zur Situation der Universitäten nach 1945 siehe hier Kapitel 5.1.

28. Marschall 1993, S. 359 spricht vom undemokratischen Konzept der Ordinarienuniversität.

29. Sontheimer 1991, S. 157.

30. Ähnliches gilt auch für die bildende Kunst. Zuletzt Damus 1995, S. 19.

31. Grasskamp 1989, S. 122, hier zur Situation der Kunstvereine nach 1945.

32. Vgl. Stationen der Moderne 1988.

Bevorzugung gerade im öffentlichen Baubereich gewesen sei³³, doch hat man der Funktionalisierung der Architektur als Faktor westlicher Kulturpolitik während des kalten Krieges und in unserem spezifischen Fall, der Universitätspolitik, bislang wenig Beachtung geschenkt.³⁴

Vor dieser kulturpolitischen Folie entstanden auch die Frankfurter Universitätsbauten, für deren Planung man den Architekten Ferdinand Kramer gewinnen konnte, womit man ein deutliches Zeichen des Neuanfangs zu setzen suchte.

Bei der Betrachtung dieser Bauten geht es hier zunächst um ihren städtebaulichen Kontext³⁵, und schließlich wird es um eine eingehende Analyse des 1952 und in den kommenden Jahren revidierten beziehungsweise realisierten Generalbebauungsplans gehen. Daran anschließend werden die Kramer-Bauten anhand aller (mir) zugänglichen Quellen in Einzeldarstellungen eine Form- und Bedeutungsanalyse erfahren.

Bereits wenige Monate nach seinem Amtsantritt legte Kramer einen Generalbebauungsplan für die Frankfurter Universität vor, der eine Vorstellung von dem gewollten zukünftigen Aufbau der Universität vermittelte. Dieser machte deutlich, daß man sich die Universität als eine von der sie umgebenden städtischen Bebauung unabhängigen »Stadt in der Stadt« vorstellte. Nicht unbedingt von städtebaulichen Prinzipien ist dieser Plan getragen, sondern von Ordnungsprinzipien, die ihre Begründung in einer Universitätsimmanenten Vorstellung von einer, den Wissenschaften zuträglichen Anordnung, im Sinne einer durch räumliche Verbindung ausgedrückten Interdisziplinarität Rechnung tragen.

Die Zerstörung der Städte und ihrer Universitäten führte in den ersten Nachkriegsjahren zunächst vielfach zu der Überlegung, die Universität ausserhalb der Stadt auf großem Gelände neu zu errichten. Durchgängig wurde dieser Vorschlag abgelehnt, wobei neben finanziellen Erwägungen vor allem das Bedürfnis, an der traditionellen Verbindung zwischen Stadt und Universität festzuhalten, dominierte. Es kursierte auch in diesem Baubereich der leicht zynisch anmutende Satz, in den Zerstörungen, der die Universitäten umgebenden städtischen Bebauung ein »Unglück ja – aber auch eine Gelegenheit«³⁶ zu sehen. Durch diese Zerstörungen erhielten die Universitäten nun die Möglichkeit, weiteres städtisches Gelände für sich in Anspruch nehmen zu können. Diese Situation trifft auch auf Frankfurt zu und entsprechend wurde bereits vor Kramers Amtsantritt das Interessengebiet der Universität in einer Denkschrift beschrieben und in Gesprächen mit der Stadt der Versuch unternommen, dies auch festzuschreiben.³⁷ Angesichts bereits gestellter Weichen, fiel der Vorschlag Kramers, die Universität doch aus der Stadt herauszulösen, dann auch auf keinen fruchtbaren Boden mehr. Kramer, gerade aus den Staaten zurückgekehrt, stellte sich vor, eine Universität nach dem Vorbild der amerikanischen Campusuniversität zu errichten. In die Grenzen der Realität verwiesen, übertrug er diesen Gedanken auf das zur Verfügung stehende Gelände. Ein, wie gezeigt werden

33. Pehnt 1983, S. 70.

34. Zu Demokratie und moderner Kunst siehe Grasskamp 1989, S. 133ff.

35. Die Universität Frankfurt bleibt zunächst eine städtische Einrichtung und wird erst in den kommenden Jahren vom Land Hessen übernommen.

36. Hoffmann 1947, S. 102.

37. Denkschrift Frankfurt 1947.

wird, aus heutiger Sicht gescheitertes ›Projekt der Moderne‹. Zum einen wird der Begriff der Campusuniversität reduziert auf die Erschließung eines geschlossenen (innerstädtischen) Gebietes, wobei der ursprüngliche Sinn von Campus (freies Feld) verloren geht. Darüber hinaus kann in einem innerstädtischen Zusammenhang dem Gedanken an eine Erweiterbarkeit nur sehr begrenzt Rechnung getragen werden. Es ist auch ein verhindertes Projekt, weil Kramers Arbeit immer wieder gestört wurde.

Unter den Universitäten in der Bundesrepublik nimmt Frankfurt gleichwohl, bezüglich seiner Bebauung in den 50er Jahren eine besondere Stellung ein. Denn bei kaum einer anderen Universität wurde die gesamte Planung derart früh auf die Grundlage eines Generalbebauungsplans gestellt. Des Weiteren: keine zweite Universität in der Bundesrepublik trägt in dieser Konsequenz bei ihren Neubauten die Handschrift eines Architekten und des mit ihm zusammenarbeitenden Teams.

Die Form- und Bedeutungsanalyse der Bauten läßt – unter Berücksichtigung des städtischen Kontextes – davon sprechen, daß hier architekturgeschichtlich eine »*Insel der Moderne*«, genauer eine »*Insel der ›Zweiten Moderne‹*« nach 1945, entstanden ist.³⁸

Die anschließende Betrachtung der Universitätsbauten im Kontext des Kramer'schen Gesamt-œuvres, soll zunächst die Unterschiede zur ›Ersten Moderne‹ der 20er Jahre deutlich werden lassen. Das Werk Kramers teilt sich aufgrund seiner Biographie in drei Schaffensperioden. In den 20er Jahren arbeitete er unter Ernst May am Neuen Frankfurt mit, 1938 emigrierte Kramer in die Staaten, nachdem ihm in Deutschland die Ausübung seines Berufes verboten worden war.

Interessiert hat, welche Entwurfshaltung Kramer zu eigen ist, welchen Veränderungen sie möglicherweise unterliegt, und wie gerade die Erfahrungen, die er in den Staaten machte und die er selbst immer wieder in den Nachkriegsjahren hervorhob, auf seine Arbeit einwirkten.

Dieser Betrachtung liegt die These zugrunde, daß Kramers Entwurfshaltung in einer politisch sozialen und demokratischen Haltung fundiert, die sich seit den 20er Jahren nicht verändert, aber immer wieder veränderten Arbeitsbedingungen angepaßt werden mußte. Um dies schlüssig nachzuzeichnen, werden seine ›theoretischen‹, biographischen sowie sein Werk erläuternden Schriften im Hinblick auf diese Fragestellung analysiert. Schließlich wird Kramers Entwurfshaltung noch einmal an einigen Details der Universitätsbauten dargestellt und die bislang gewonnenen Ergebnisse einer Überprüfung unterzogen. Es geht dabei um ein Aufspüren der Relation von Funktionalität und Ästhetik im Werk Kramers.

Über eine werkimmanente Betrachtung hinaus, ist auch eine Betrachtung der Arbeit Kramers im Kontext der Hochschularchitektur und ganz allgemein der Architektur der 50er Jahre von Interesse.

Voraussetzung einer solchen kontextuellen Betrachtung ist die Kenntnis der Hochschularchitektur dieser Jahre. Diese Bauten haben jedoch innerhalb der 50er Jahre-Forschung bislang

38. Vgl. hierzu Hansen 1994, S. 68ff. Zum Begriff der Zweiten Modernen siehe hier Einleitung.

keine gattungsspezifische Betrachtung erfahren. Allein als Einzelwerke ihrer Architekten oder als besonders hervorzuhebende Aufbauleistungen ihrer Städte finden sie in den entsprechenden Publikationen Erwähnung. Ausnahmen bilden Untersuchungen zur baulichen Entwicklung einzelner Universitäten, die meist aus Anlaß von Universitätsjubiläen entstehen³⁹ und wichtige Grundlagen für eine weitergehende Forschung bilden. Dennoch ist das Interesse an Universitätsbauten nach wie vor gering.⁴⁰

Eine Auseinandersetzung mit den Universitätsbauten der 50er Jahre, setzt zudem die Kenntnis der Entwicklung des Universitätsbaus der Jahre vor 1945 voraus. Eine Darstellung desselben wird deutlich werden lassen, vor welchem architekturhistorischen Hintergrund der Universitätsbau in den Nachkriegsjahren ausgeführt wird. Es ist hierbei aufgefallen, daß im deutschsprachigen Raum in den 20er, frühen 30er Jahren eine traditionelle, durchaus als monumental zu bezeichnende Formensprache bevorzugt wurde. Modernes Bauen lehnte man im Bereich des Universitätsbaus weitgehend ab.

Die eigentliche ›Revolution‹ auf diesem Bausektor findet erst in den 40er Jahren in den Staaten und in Skandinavien statt. Etwa zeitgleich entstehen in den USA der Campus des Illinois Institute of Chicago und der Campus der ›Universität Aarhus‹ in Dänemark. Diese beiden Campus-Anlagen werden in den 50er Jahren zu *den* Vorbildern werden. Sie sind von einer differentiellen Architektursprache, so daß sie für jede, in den 50er Jahren in der Bundesrepublik bevorzugte Spielart der Zweiten Moderne, Anregungen bereithalten.

Es deutete sich schon an: Nach 1945 verändert sich im Bereich des Universitätsbaus vieles grundlegend. Es wird nun die Moderne weitgehend bevorzugt, oder sagen wir es neutraler, es wird modern gebaut. Kein Zweifel, daß wir es hier mit einem stilistischen Paradigmenwechsel zu tun haben, der doch dahingehend einer Betrachtung bedarf, ob wir es hier bei einer veränderten äußeren Struktur der Bauten auch mit einer Veränderung der inneren Struktur der Institution zu tun haben.⁴¹ Allein der Hinweis auf eine formale Veränderung darf uns noch nicht genügen, auch eine inhaltliche Veränderung anzunehmen, anders gesagt: wir sind nicht an der stilistischen Veränderung von Universitätsbauten als formales Phänomen interessiert, sondern an dessen eventueller inhaltlicher Bedeutung. Universitätsarchitektur der 50er Jahre in letzter Konsequenz als ›Spiegel‹ der ihr innewohnenden Institution zu sehen, fällt allerdings angesichts der universitären Realität in den 50er Jahren schwer. Also, mehr Schein als Sein?

»Traditionell in ihrer Organisation und teilweise noch konservativ in ihrem Wissenschaftsverständnis war die deutsche Universität der Adenauer-Zeit doch offen für die Welt und bemüht, so rasch wie möglich den Anschluß an die internationale Wissenschaftsentwicklung zu finden. Die Universitäten verstanden sich, zumal nach den Erfahrungen mit dem Dritten

39. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang der Band über die Freiburger Universitätsbauten von Rösiger 1957; der Heidelberger Universitätsbauten, herausgegeben von Riedl 1987; den Kölner Universitätsbauten widmeten sich Binding/Müller 1988; siehe auch Pester 1990 (Auswahlbibliographie zum Thema Universitäten und Hochschulen).

40. Zur Entwicklung des Universitätsbaus siehe Rückbrod 1977; Kienle 1983, S. 63 mit weiterführender Literatur.

41. Einführend hierzu Nerdinger 1990, S. 38ff., besonders 41.

Reich, nicht politisch, aber sie waren auch nicht politikfremd, sondern Stätten eines vielgestaltigen wissenschaftlichen Pluralismus, der auch seine politischen Implikationen hatte. [...] Vor allem war es den Universitäten in der Nachkriegszeit ganz selbstverständlich, daß ihr Bildungsauftrag nicht bloß ein geistig-moralischer, sondern auch ein politischer war.«⁴² Diese Weltoffenheit zeigte die Universität auch ein wenig in ihren Bauten und manchmal wurden diese zu einem Stück Wieder-Aufbaupolitik gegen restaurative Tendenzen in der ›Adenauer-Ära‹.

Eine Betrachtung verschiedener Aufbauprogramme von Universitäten und der Bauten in den 50er Jahren – als pars pro toto – soll die Intentionen verdeutlichen, die in diesem Baubereich wirksam wurden.

Der Hochschulbau der 50er Jahre, so ist vereinzelt zu lesen, sei vor allem Reparatur und Ergänzung der alten Universitätsbauten gewesen. Neue Gebäude, so heißt es, seien eine Ausnahme.⁴³ Diese Sicht wird hier eine Revision erfahren. Ebenso revisionsbedürftig scheint mir nach einer eingehenden Sichtung des Materials die Auffassung, der Hochschulbau der Nachkriegszeit sei mittelmäßig. Schuld daran sei der öffentliche Auftraggeber der »total flexible« Raumhüllen wünschte und bei »einem Nichtwissen um den Inhalt« zu einer »absolut gleichgültigen Architektur« fand.⁴⁴

Angesichts der vielen Universitäten, die West-Deutschland einschließlich Berlin/West in den 50er Jahren besaß und den umfangreichen Planungen, die fast jeder Universität zu eigen waren, mußte eine Auswahl getroffen werden. Hierfür Kriterien zu entwickeln, erwies sich als durchaus schwierig, da jede dieser Planungen interessante und unserer Fragestellung gemäß, durchaus gewinnbringende Aspekte enthält. Es lag daher zunächst nahe, innerhalb des westdeutschen Universitätsbaus nach 1945, nach solchen Universitäten zu suchen, die ähnliche Vorstellungen von ihrem Aufbau entwickelten wie Kramer für Frankfurt. Die 1948 im amerikanischen Sektor West-Berlins gegründete Freie Universität fiel in diesem Zusammenhang ebenso auf, wie die 1948 gegründete – als europäische Universität erdachte – Universität des Saarlandes in Saarbrücken. Für diese beiden Universitäten trifft gleichermaßen die Situation zu, daß man aufgrund der schlechten finanziellen Startbedingungen gezwungen war, bereits bestehende Gebäude zu beziehen und durch Neubauten dem Gelände eine weitere Struktur zu geben. Die gewählten Lösungen hätten nicht unterschiedlicher ausfallen können: In Berlin wich man auf das Dahlemer Wissenschaftsgelände der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft aus, in Saarbrücken bezog man im Saarbrücker Stadtwald eine ausgediente Kaserne. Damit schlug man den Weg ein – dies ist beiden gemeinsam –, ein für alle Fakultäten (außer

42. Sontheimer 1991, S. 153.

43. Ideen Orte Entwürfe 1990, T 30; Prah/Schmidt-Harzbach, S. 162: »Hochschulen sind auch in der Bundesrepublik zu wissenschaftlichen Großbetrieben mit umfangreichen baulichen und technischen Investitionen geworden. Aus den verträumten Backsteinbauten der Fünfziger Jahre, in welchen der Rektor die Studienanfänger noch persönlich begrüßen konnte, sind riesige Neubaukomplexe und Betonsilos geworden, [...]«; Endlich 1980, S. 39 spricht von einer langen Stagnation der 20er, 30er und 50er Jahre.

44. Schreiber 1986, S. 21.

der medizinischen) gemeinsames, in sich geschlossenes Universitätsgebiet zu erhalten. Und, damit bezog man sich in beiden Fällen auf die Struktur der Campusuniversität.

Betrachtet man daneben andere Universitäten der Bundesrepublik, so fällt auf, daß die enge Verbindung, die die Universität im Laufe der Jahrhunderte mit der Stadt meist eingegangen war, auch nach den Zerstörungen nicht aufgegeben wurde. Das Gegenteil war der Fall. Es setzte sich durch, angesichts der Zerstörungen der universitätsfremden umliegenden Bebauung die alten Universitätsgebiete zu erhalten und auszubauen. Als Beispiele solcher Planungen wurden die Universitäten Hamburg und Freiburg ausgewählt.

In der Bundesrepublik kann keine Universität als wirkliche Campusuniversität angesehen werden.⁴⁵ Die Betrachtung der Universitätsplanungen zeigt aber, daß man sich diese zum strukturellen Vorbild nahm. Dies ist nicht neu, denn bereits im 19. Jahrhundert läßt sich eine zunehmende Anlehnung an die Idee wahrnehmen, in sich geschlossene Universitätsgebiete zu erhalten.⁴⁶ Erst die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges boten aber den Universitäten letztlich solche Planungsmöglichkeiten, und so kommt es schließlich zu einer Synthese zweier Ideale: die Universitäten verbleiben in der Stadt und werden so tiefgreifend wie möglich dem Ideal Campusuniversität, zumindest hinsichtlich der Struktur nach, angepaßt.

Für den bundesdeutschen Universitätsbau der 60er Jahre spricht Stephanie Endlich in ihrer Dissertation von einem rigiden und homogenen Bautyp, der aufgrund eines starken Quantitätsdruck entstanden sei.⁴⁷ Diesem rigiden Bautyp der 60er Jahre steht die Individualität, gerade der ersten Universitätsbauten nach dem Krieg gegenüber. Entsprechend der Architektur dieser Zeit sind auch sie, von einer Vielfalt der stilistischen Strömungen geprägt. Obwohl man bereits sehr früh erkannte, daß man der komplexen Bauaufgabe in einer Zeit, in der es auch um Quantität ging, letztlich nur durch Normierung und Typisierung gerecht hätte werden können, lehnte man solcherlei doch ab. Jetzt, wo Individualität wieder erlaubt war, galt es sie auch auszunutzen.

Man war aufgerufen, da Universitäten ein Teil der Stadt waren, an einer städtebaulichen Raumbildung teilzunehmen und dabei konnten durchaus auch lokale Bautraditionen eine größere Rolle spielen, als rationale Überlegungen, wie sie der Universitätsbau der 60er Jahre verfolgte.

45. Dies haben bereits Endlich/Happ/Hellgarth/Küenzlen 1976, S. 53 betont.

46. Marschall 1993, S. 201f.

47. Endlich 1980, S. 39

Forschung und Methode

Seit mehr als zehn Jahren sind Architektur und Städtebau der 50er Jahre ein fester Bestandteil architektur- und kunsthistorischer Forschung.⁴⁸

Zu einer Annäherung an diese Epoche führte unter anderem die, durch die Postmoderne ausgelöste, Auseinandersetzung mit der Moderne. Die vorgetragene vehemente und teilweise indifferente Kritik, die auch die Architektur der 50er Jahre betraf, machte hellhörig und ließ Zweifel an den vorgebrachten Argumenten und der Ablehnung der Moderne aufkommen.⁴⁹ Diese Kritik zu hinterfragen, setzt eine fundierte und kritische Auseinandersetzung mit der Moderne in ihrer historischen Bedingtheit voraus, um auf diesem Wege wiederum zu einer substantiellen Kritik an der Postmoderne und deren Kritik an der Moderne wiederum gelangen zu können. Die Komplexität der Kontroverse ›Postmoderne versus Moderne‹ hier darzustellen ginge zu weit. Herausgegriffen werden soll aber ein, die Architektur betreffender, wesentlicher Streitpunkt, jener über die »Sprache« der Architektur.

Es ist ein Kritikpunkt seitens der Postmoderne an der Moderne, daß diese »sprachlos« sei. Diesem Vorwurf schließt sich die Vorstellung an, daß die moderne Architektur nicht mehr als Bedeutungsträger fungieren kann oder will. So formuliert Klotz, daß es bei der Architektur der Nachkriegszeit unüblich war, »die Architekturform bewußt als einen Bedeutungsträger zu verstehen.«⁵⁰ Die weitgehende Gleichsetzung der Architektur der 50er Jahre mit dem Begriff des Vulgär-Funktionalismus gibt der Argumentation von Klotz recht, wenn er schreibt: »Und sogar der Vulgär-Funktionalismus der Nachkriegszeit, der kaum noch ein charakteristisches Merkmal an einem Gebäude übrig ließ, hat schließlich Bauten hervorgebracht, die ungewollt in unserem Gesichtsfeld Bedeutungen einnahmen, und sei es die bedeutungsloseste aller Bedeutungen, die – scheinbar neutrale – Gleichförmigkeit, die uns als Monotonie entgegentritt.«⁵¹

Tatsächlich aber kann ein differenzierter Blick auf die Architektur der 50er Jahre diesen Vorwurf außer Kraft setzen. Denn eingehende Betrachtungen der Bauten unter Berücksichtigung der von Bauherr und dessen Architekt gewollten Intention, lassen die Sprache der 50er Jahre Architektur wieder lebendig werden.⁵²

48. Wesentliche Impulse, die 50er Jahre Architektur zum Thema kunsthistorischer Forschung zu machen, gingen von Hiltrud Kier aus. Der sechste Band der Stadtspuren in Köln enthielt mit die ersten umfassenden Betrachtungen über diese Architektur. Hier zit. unter Hagspiel 1986. Dem schließen sich an: Durth/Gutschow 1987; diess. 1988; Architektur und Städtebau der Fünfziger Jahre 1990. Zu den ersten Publikationen gehören die Arbeiten von Maenz 1978; Borngüter 1979 und Zaunschirm 1980. Hervorzuheben auch Petsch 1972, S. 12ff.; Paul 1979, S. 13ff. Vor allem die Denkmalpflege war aufgerufen sich, angesichts der zunehmenden Zerstörung dieses architektonischen Erbes den 50er Jahren zuzuwenden. Siehe hierzu, Denkmalschutz Informationen, herausgegeben vom Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz 14. Jahrgang, 1/1990; Mohr 1988, S. 11ff.; Brönnert 1988, S. 1; Osteneck 1988, S. 80ff.; Weiß 1990, S. 42ff.; Roscher 1991, S. 184ff.

Zur Entdeckung der Nachkriegszeit in der Geschichtswissenschaft siehe Peukert 1977, S. 745ff.

49. Wolfe 1984; Herdeg 1988; Klotz 1984.

50. Klotz 1988, S. 101.

51. Ebenda, S. 102.

52. Ähnliches gilt für die Architektur der 20er Jahre, siehe hierzu Warnke 1984, S. 8.

Die Forschung zur 50er-Jahre-Architektur richtet sich darüber hinaus, angesichts der post-modernen »Überformung durch historisierenden Städtebau«, in welchem sie eine Fortführung der Abwehr von Fragen sieht, »die sich in Deutschland seit 1945 mit dem Verdrängen von Erinnerung an jüngste Geschichte verband – nicht nur in Bereichen der Architektur und der Stadtplanung«, gegen das Vergessen.⁵³ Wie Ironie erscheint es, daß man sich dabei gerade mit einer Epoche auseinandersetzt, in der Verdrängung, Verschweigen und die ›Unfähigkeit zum Trauern‹⁵⁴, die kulturelle und gesellschaftliche Situation prägten und auch den Wiederaufbau bestimmten. Mahnende Stimmen der frühen Stunde und der von vielen geäußerte Wille zur ›Neuordnung‹ wurden bereits spätestens Mitte der 50er Jahre weggeschoben, zugunsten eines pragmatischen und schließlich hauptsächlich an Konjunkturfragen orientierten Wiederaufbaus.⁵⁵

Für die Architektur und den Städtebau der 50er Jahre und die für diese Epoche geltenden Voraussetzungen haben Werner Durth und Niels Gutschow mit ihrer Arbeit »Träume in Trümmern« nicht nur Pionierarbeit geleistet, sondern zugleich ein Standardwerk geschaffen. Die Vorbemerkung der 1993 erschienenen, gekürzten Taschenbuchausgabe dieser Arbeit faßt auf prägnante Weise zusammen, was nicht nur Durth und Gutschow bewogen hat, sich den Fragen dieser Epoche zu stellen, sondern was man als Grundkonsens vieler benennen könnte, die sich dieser Epoche in ihrer Forschung zugewandt haben. »Die sichtbaren Bauten (unserer Städte, A.H.)« so schreiben sie, »erzählen uns kaum etwas von den Zeiten in jenen Vierziger und Fünfziger Jahren, in denen sie zumeist entstanden sind. Ihre Botschaften, falls sie denn welche hätten, sind verstummt – oder haben wir sie nie lesen gelernt?«⁵⁶

Es geht also um die »Lesbarkeit« der Architektur der 50er Jahre, die wir uns aneignen müssen, genauer: um ein Entschlüsseln der Sprache dieser Bauten und den Intentionen, die mit ihnen verbunden sind.

Voraussetzung eines plausiblen Ergebnisses, ist die Kenntnis des architekturhistorischen und historischen Kontextes. Daß wir dabei das historische Datum 1945 nicht als totale Zäsur zwischen Altem und Neuem sehen dürfen, auch das haben die Arbeiten Durths und Gutschows mehr als deutlich gemacht, indem sie zeigten, daß unsere heutigen Städte nicht selten auf Planungskonzeptionen beruhen, die noch unter den Nationalsozialisten erarbeitet wurden.⁵⁷ Es lassen sich stilistische Kontinuitäten aufzeigen und erschreckend wirkt auch die Erkenntnis, daß gerade im Bereich des Städtebaus, personelle Kontinuitäten keinen Seltenheitswert haben, sondern eher die Regel sind.⁵⁸

53. Durth/Gutschow 1993, S. 7; siehe hierzu auch Paul 1979, S. 13; Nerdinger 1990, S. 41, spricht in diesem Zusammenhang von einem Prozeß der Verdrängung, der für die Wiederaufbauzeit symptomatisch sei und dem es nachzugehen gelte.

54. Mitscherlich/Mitscherlich 1967; siehe auch Sack 1991, S. 54.

55. Vgl. Hermand 1989, S. 303.

56. Durth/Gutschow 1993, S. 7

57. Siehe hierzu neben Durth/Gutschow 1988 auch Durth 1984, S. 378ff.; Zur Kontinuitätsfrage in Architektur und Städtebau siehe auch Lüken-Isbener 1991.

58. Durth 1988, 276ff.; Preiß 1992, S. 39.

Die *Stunde Null* ist damit auch in der Architektur- und Stadtbaugeschichte zur Legende geworden. Und dennoch befinden wir uns auf der Suche nach Bruchstellen, von denen das Jahr 1933 eines sein könnte. Doch auch hier heißt es: »Statt Bruchstellen gab es nahtlose Übergänge: dieselben Stile und die gleiche scheinbar verwirrende Vielfalt von Stilen findet sich in den späten zwanziger Jahre, in der Zeit nach 1933 und dann auch wieder nach 1945 beim deutschen Wiederaufbau. [...] offenbar hatte also dieser Stil (die Moderne, A.H.) 1933 doch nicht jenes gern zitierte »jähre Ende« gefunden. Vielmehr schien ihm ein Platz im Stilrepertoire der Architektur des Dritten Reiches zugewiesen. Damit gerät auch die Legende von 1945 vom Wiederanknüpfen an die angeblich abgerissene Tradition vor 1933 bedrohlich ins Wanken. Es liegt wohl näher, stattdessen eine kontinuierliche »Weiterentwicklung« der Moderne – oder was von ihr übrigblieb – zwischen 1933 bis hinein in die Fünfziger Jahre anzunehmen.«⁵⁹

Ist also eine der entscheidenden Fragen, die wir zu stellen haben, was von ihr übrig blieb? Jedenfalls scheint sie bedeutender als die Feststellung, daß es eine stilistische Kontinuität gab. Während der NS-Zeit fand das moderne Bauen im Bereich des Industriebaus eine Fortführung, was eine Weiterentwicklung beziehungsweise eine Veränderung der Formen mit sich brachte.⁶⁰ Zur Geschichte der Moderne im Nationalsozialismus gehört auch, daß Architekten wie Gropius und Mies van der Rohe, um nur die prominentesten zu nennen, Entwürfe für öffentliche Gebäude vorlegten und damit ihre Architektur in den Dienst des »Dritten Reiches« zu stellen suchten.⁶¹ Die Reihe derer, die sich schließlich in den Dienst des Staates stellten, ließe sich problemlos fortsetzen; und Spuren modernen Bauens und Designs lassen sich in der NS-Zeit immer wieder finden.

Bleibt zu fragen, ob diese akribische Suche nach Kontinuitäten nicht zunächst einmal mehr über die Anachronismen des totalitären Regimes aussagt, als über die Geschichte der Moderne. Bei all dieser akribischen Suche ist meines Erachtens Vorsicht geboten. Die Spurensuche nach der Moderne in der NS-Zeit ist zwar zweifellos wichtig, weil sie ein Teil der Geschichte der modernen Architektur aufzeigen wird und sie wird einer notwendigen Entmythisierung der Moderne dienen. Doch wenn wir dahinkommen, eine Relativierung der Barbarei nationalsozialistischer Kulturpolitik vorzunehmen, muß die Kontinuitätsbehauptung neu überdacht werden. Wohin diese nämlich bereits jetzt geführt hat, hat Winfried Nerdinger in seinem Aufsatz »Modernisierung Bauhaus Nationalsozialismus« hinreichend dargelegt.⁶²

Das Aufspüren von Brüchen erscheint mir wesentlich, denn solche Brüche implizieren Verlust, oder auch Gewinn und Neubeginn. Und entsprechend haben die Jahre 1933 und 1945 eben

59. Fehl 1985, S. 89.; zum »diktatorisch erzwungenen Niedergang« der modernen Architektur unter den Nazis, siehe Poley 1953, S. 50. Auch Pevsner spricht von einem in Deutschland 1933 vorzeitig und gewaltvoll abgerissenen Faden in der Architekturgeschichte, den man nach 1945 wieder aufzunehmen suchte. Ders. 1994, S. 380.

60. Die Geschichte dieser Moderne ist noch nicht geschrieben, die Nachlässe der hier arbeitenden Architekten teilweise noch nicht aufgearbeitet. Zur Rolle der Moderne im Industriebau siehe auch Nerdinger 1994, S. 20 und S. 172ff.; Preiß 1992, S. 39; Bartels 1992, S. 44ff.

61. Hierzu Lampugnani 1986, S. 245ff.; Nerdinger 1994, S. 153ff.; Preiß 1992, S. 39.

62. Nerdinger 1994, S. 10ff.; siehe auch ders. 1990, S. 40 mit dem Hinweis, daß Kontinuität und Bruch eng beieinander liegen.

auch eine andere Dimension, als die der Kontinuität. Sie beinhalten jeweils einen Bruch, selbst wenn er sich nicht sofort in allen Bereichen niederschlägt. 1933 als Jahr der Machtergreifung Hitlers, in dessen Folge Krieg, Auschwitz, Warschau und Dresden stehen. Die moderne Kunst wird das Opfer einer nationalen Kunstpolitik.⁶³ Damit endet in Deutschland das »Projekt der Moderne«.

1945 als Jahr des Kriegsendes in Europa, der Befreiung der Welt und Deutschlands von der Hitler-Diktatur, der Demokratisierung West-Deutschlands, des beginnenden Wiederaufbaus der Städte in Europa, das Jahr der politischen Zäsuren. Und für die Moderne beginnt das »Programm der »Wiedergutmachung«.⁶⁴ Das moderne, als demokratisch aufgefasste Bauen, wird in der Bundesrepublik zum Signal der Demokratisierung, das heißt eines demokratischen Aufbau-Willens. »Tatsächlich erscheinen die in den 50er Jahren wiederbelebten Formen der Moderne, die dann im folgenden Jahrzehnt in einen internationalen Stil überleiten, als das genaue Gegenteil der Staatsarchitektur, mit der sich der Nationalsozialismus repräsentierte.«⁶⁵

Die Umbrüche, die jeweils veränderte politische Systeme zur Folge haben, sind ihrerseits das Ergebnis von Entwicklung und Kontinuität – das soll also nicht in Frage stehen –, und sie implizieren auch Restauration. Für die Architektur aber ist entscheidend, in welchem politischen System sie entsteht, und welche Intention ihrer Form zu Grunde liegt. Erst vor diesem Hintergrund wird ihre Bedeutung sichtbar.

Vielerorts bedeutete das Kriegsende den Versuch einen Neubeginn zu wagen. So müssen wir auch nach den Träumen und Wünschen derer fragen, »die um 1945 den Trümmern andere, noch imaginäre Welten entgegenstellten; was (wissen wir) von den Hoffnungen, die den pragmatischen Entscheidungen weichen mußten? Und was wissen wir schließlich von den Absichten und Entscheidungen jener Planer und ihrer Auftraggeber, die nach dem Krieg im Bild der Städte ihren Vorstellungen von einer neuen Epoche ein gegenständliches Abbild geben konnten, während sich andere um die Wiederherstellung einer zerbrochenen Ordnung bemühten?«⁶⁶

Vom ersten Moment an, stehen sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg erneut die Modernen und die Traditionalisten gegenüber und es lebt ein Streit wieder auf, der schon in den 20er Jahren die Architekten in unterschiedliche Lager gespalten hatte.⁶⁷ In einer Zeit, ohnehin arm an einer architektonischen Theoriebildung⁶⁸, machte sich die Auseinandersetzung schon an der jeweiligen Verwendung der Begriffe Wiederaufbau, Neuaufbau oder Aufbau fest, deren Benutzung Auskunft zu geben schien, über Ideologie und Handlungsmaxime.

1946 schied Otto Bartning den Begriff des Wiederaufbaus aus, da er Wiederaufbau für »seeleisch unmöglich« hielt. Denn Wiederaufbau beinhalte nicht das Neue, das man errichten wollte. Man glaubte mit den Städten sei zugleich auch eine ganze Gesellschaftsordnung untergegangen, nicht nur die nationalsozialistische Diktatur, sondern auch jene bürgerliche Gesell-

63. Belting 1995, S. 46.

64. Ebenda.

65. Preiß 1992, S. 39.

66. Durth/Gutschow 1993, S. 7.

67. Das dieser Streit kein rein deutsches, sondern ein europäisches Phänomen ist, zeigt Cohen 1990, S. 50ff.

68. Krufft 1991, S. 505.

schaft, die diese mitgetragen hatte, eine Gesellschaftsordnung jedenfalls, die man nicht wieder aufbauen wollte, sondern durch eine neue demokratische Gesellschaftsordnung zu ersetzen hoffte. Jenen, die so dachten, galten die neu zu erbauenden Städte als wesentlicher Teil ihrer Zukunftsvision. Von Neuaufbau oder Aufbau wollte man nur noch sprechen, nicht von Wiederaufbau.⁶⁹

Diejenigen die weiterhin von Wiederaufbau sprachen, wurden in eine reaktionäre Ecke gedrängt, ungeachtet dessen, daß es auch hier vielen nicht um eine Wiederherstellung des Alten ging, sondern nur um einen behutsamen Umgang mit den noch erhaltenen Grundstrukturen. Der terminologische Streit, der in den ersten Jahren der Nachkriegszeit zum Teil heftige Wortgefechte ausgelöst hatte, verlief, typisch für inhaltliche Auseinandersetzungen dieser Jahre, im Sande. »1948 hatte die Auseinandersetzung um Begriffe im Zeichen der kommenden Baukonjunktur an Brisanz verloren. Die nach 1949 erlassenen Aufbaugesetze legte die zu gebrauchenden Begriffe fest, und im übrigen gab es genug zu bauen – das mochte dann jeder nennen, wie er wollte.«⁷⁰ Eben dies ist typisch für die Polarisierung der modernen und traditionellen Architekten, daß wir ihre Positionen nicht mehr derart kristallisiert vor uns haben werden, wie dies für die Zwanziger Jahre der Fall sein mag. Um so schwerer fällt es die Termini ›modern‹ und ›traditionell‹ mit Inhalten zu füllen. Sie gleichwohl anzuwenden scheint angemessen, da sich meines Erachtens mit ihnen nach wie vor zwei Positionen voneinander trennen lassen. Den einen ging es um ein antirestauratives – modernes – Bauen, mit dem sich der Anspruch verband, Städte für eine neue demokratische Gesellschaft zu erbauen. Den anderen ging es um Restauration. Nicht gleichbedeutend mit Rekonstruktion, suchten sie gleichwohl nach einer Wiederherstellung einer bürgerlichen Welt. Zwar war dies der Weg, den die Bundesrepublik gesellschaftspolitisch einschlug, doch im Bauen ging man zumindest im öffentlichen Bereich einen anderen Weg, der wiederum politisch motiviert war und der hier nachgezeichnet werden soll.

Den bundesdeutschen Wieder-Aufbau teilt man in zwei Phasen ein, wobei das Jahr 1957, in welchem in Berlin/West eine Internationale Bauausstellung (Interbau) stattfindet⁷¹, als Scheidepunkt angesehen wird. Die erste Phase (1945-48) ist als Planungsphase anzusehen. In dieser Zeit ging es hauptsächlich um die Sicherung des Baubestandes und Notmaßnahmen. Es ist auch die Phase, in denen die Träume, die vielen nun, angesichts der politischen Verhältnisse des Landes zum Greifen nahe erscheinen, am intensivsten sind.⁷²

Die zweite Phase, die 1957 mit der Berliner Interbau endet, ist als eigentliche Bauphase zu bezeichnen.⁷³ Während dieser Bauphase, deren Voraussetzung die Währungsreform als Grundlage einer beginnenden wirtschaftlichen Prosperität des Landes bildet, kommt es zu einer außergewöhnlichen architektonischen Vielfalt. Terminologisch ist diese schwer zu fassen und bisherige Versuche für die Architektur dieser Zeit verbindliche Termini zu finden, sind an

69. Durth/Gutschow 1993, S. 387f.

70. Ebenda, S. 388.

71. Die Bauten des Hansaviertels in Berlin waren die Objekte der Internationalen Bauausstellung 1957. Siehe hierzu Interbau Berlin 1957.

72. Vgl. Durth 1990, S. 18f.

ihren Unzulänglichkeiten gescheitert. Joachim Petsch beispielsweise unterschied zunächst drei, schließlich fünf Strömungen oder Stilrichtungen innerhalb der 50er Jahre Architektur, »die allerdings über unterschiedlich hohe Anteile am Bauvolumen verfügen.«⁷⁴ Er unterscheidet zwischen neuzeitlicher beziehungsweise moderner Architektur und ›halbmoderner‹ Architektur, der er die »traditionalistische« Architektur der 50er Jahre entgegensetzt. Ebenfalls dem traditionellen Bauen verpflichtet, doch eher den sogenannten Heimatschutzstil weiter tradierend, spricht er darüber hinaus von einer »angepaßten« Architektur. Als fünfte – und nach Petsch das öffentliche Bauen bestimmende – Architekturströmung wird die »monumentalistische« Architektur genannt. »Der Wunsch nach staatlicher und privater Repräsentation führte dazu, daß Stilelemente der offiziellen Staats- und Parteiarchitektur vor allem bei öffentlichen Verwaltungsbauten – so bei Gerichtsgebäuden – und Bauten des Bildungsbereichs, wie z.B. Universitäten, Anwendung fanden. Die Bauten der Versicherungskonzerne Gerling in Köln und Deutscher Herold in Bonn sind die einzigen Beispiele in Nordrhein-Westfalen, die die Formensprache der offiziellen Baukunst des Dritten Reiches übernommen haben.«⁷⁵ Petschs Analyse, die vorwiegend für Nordrhein-Westfalen von Gültigkeit sein soll, bedarf was den Bereich der Bildungsbauten angeht, einer Korrektur. Gerhard Fehl zum Beispiel lehnt die Einteilung Joachim Petschs als zu grob ab und setzt sich für sechs verschiedene Stilrichtungen ein.⁷⁶ Insgesamt vermag aber das strenge Scheiden mehrerer Strömungen voneinander nicht zu überzeugen, da es immer wieder zu Überschneidungen der Charakteristika kommt. Es bietet sich meines Erachtens an – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Architekturdiskussion – an einer einfachen terminologischen Trennung zwischen ›moderner‹ und ›traditioneller‹ Architektur festzuhalten, wobei diese terminologische Einheitlichkeit eine gemeinte Vielfalt von Strömungen keinesfalls ausschließen soll.⁷⁷ Denn bereits für die 20er Jahre gilt, daß der Begriff der Moderne – nicht nur wie wir ihn heute verwenden – eine Vielfalt von Strömungen impliziert.

Wenn davon gesprochen wird, daß die Wurzeln der 50er Jahre in der Architektur der 20er Jahre liegen, so schließt sich dem die Frage an, welche Unterschiede diesen Architekturen zu

73. v. Beyme, in: Architektur und Städtebau der 50er Jahre 1990, S. 102: »In der Bundesrepublik enden die 50er Jahre als Epochenbegriff etwa 1955-1957.« Zur Einteilung der Epoche der 50er Jahre in zwei Phasen siehe auch Durth 1993, S. 602; Durth/Gutschow 1987, S. 16; Hackelsberger 1985, S. 7; Hagspiel 1986, S. 32. Für Selle 1993, S. 614 sind die 50er Jahre »alles andere als eine historisch-ästhetisch isolierbare Epoche.«

74. Petsch/Petsch 1985, S. 76.

75. Petsch/Petsch 1985, S. 77. Was Petsch meint könnte z.B. auf das Anatomische Institut der Universität Münster zutreffen, Vgl. Das neue anatomische Institut der Universität Münster von Friedrich Knolle und Prof. Dr. Dr. Hellmut Becher, in: Die Bauverwaltung 4/1955, S. 303-313. Zum Bau des Gerling Konzerns in Köln siehe Kier 1994.

76. Fehl 1985, S. 118f., Anm. 1.

77. Die Problematik der ›Stilkontinuität‹ der offiziellen Baukunst des ›Dritten Reiches‹ noch in den frühen 50er Jahren, bedarf einer eigenen Terminologie, weil sie unter dem Begriff des traditionellen Bauens meines Erachtens nicht korrekt zu subsumieren ist. Zum Begriff Stilkontinuität vgl. Kier 1994, S. 49. Die immer stärkere Tendenz, das offizielle Bauen unter Hitler in die Reihe der Neoklassizismen des frühen 20. Jahrhunderts stillschweigend einreihen zu wollen, geht mir entschieden zu weit. Ebenfalls ablehnend Durth/Nerdinger 1994, S. 17.

eigen sind. Seit den 30er Jahren kommt es zu einer anhaltenden Historisierung der Moderne.⁷⁸ Das bedeutet, daß die moderne Architektursprache eine vielfältige Rezeption und Modifizierung durch eine herangewachsene ›zweite‹ Generation von Architekten erfuh. Schon seit diesem Zeitpunkt kann man von einer ›Zweiten Moderne‹ sprechen, die in der Bundesrepublik ihren Höhepunkt aber erst in den 50er Jahren erfahren kann, weil man sich in den Jahren 1933 bis 1945 in den wesentlichen Baubereichen von der Moderne abgewandt und sich damit einer Entwicklung gegenüber verschlossen hatte, die in anderen Ländern aber stattfand.⁷⁹

Diejenigen, die als Architekten für den bundesdeutschen Wiederaufbau schließlich verantwortlich zeichneten, waren nicht die großen ›Meister‹ jener ersten Moderne wie Walter Gropius, Mies van der Rohe, Ernst May und andere. Mies van der Rohe und Walter Gropius beispielsweise kehrten aus den Staaten nicht zurück, sondern realisierten in der Bundesrepublik nur vereinzelt Bauten.⁸⁰

Es war die sogenannte ›zweite‹ Generation, die die Verantwortung übernahm. Nicht unbedingt wesentlich jünger als Mies oder Gropius, waren sie doch zum Teil deren Schüler oder ehemalige Wegbegleiter. Zu denken ist hier an Architekten wie Otto Bartning, Richard Döcker, Egon Eiermann, Bernhard Hermkes, Ferdinand Kramer, Otto Ernst Schweizer und derer viele mehr. Sie konnten nun (wieder) bauen – und zwar in allen Baubereichen – und schöpften ihre Ideen aus dem eigenen Werk, aus dem eigenen Verständnis von Bauen und Architektur und damit aus dem Fluß der Arbeit, aus dem viele von ihnen nach 1933 gerissen wurden.⁸¹ Einige von ihnen hatten die Arbeit in der Zeit von 1933 bis 1945 nicht unterbrochen und waren ebenso mit dem NS-System verstrickt, wie ihre traditionalistischen Kollegen.⁸²

Alle richteten sie nach 1945 ihren Blick auf die Entwicklungen, die die Moderne in anderen Ländern genommen hatte und jeder von ihnen suchte nach einem eigenen neuen Weg. Einige Architekten wagten den Blick in die Staaten. Andere orientierten sich an der Entwicklung modernen Bauens in der Schweiz, Italien⁸³ und Skandinavien, einschließlich Finnlands. Architekten wie Alvar Aalto, Arne Jacobsen, Eliel Saarinen und der jüngere Eero Saarinen, die zu

78. Z.B. Fehl 1985, S. 93.

79. Durth zuletzt 1994a, S. 68; zur Idee einer Differenzierung zwischen einer ersten, zweiten und dritten Moderne vgl. Aicher 1990, S. 64ff.; hierzu auch Durth 1990, S. 20. Ganz selbstverständlich spricht Schildt 1992, S. 89 von einem für den Wieder- und Neuaufbau der Fünfziger Jahre geprägten Begriff, der ›Zweiten Moderne‹. Zum Begriff der Zweiten Moderne auch Belting 1995, S. 53. Klotz dagegen verwendet den Begriff der Zweiten Moderne für die Gegenwartskunst, d.h. für die Moderne nach der Postmoderne, siehe Klotz 1994, S. 7 und Anm. 1.

Hackesberger 1985 spricht von der »aufgeschobenen Moderne«, bleibt damit aber alleine. Eine Betrachtung der DDR-Architektur zeigt, daß man hier erst seit Mitte der Fünfziger Jahre von einem Einsetzen einer Zweiten Moderne sprechen könnte. Zur Entwicklung der Architektur in der DDR siehe z.B. Hosi-slawki 1991.

80. Für Mies van der Rohe beispielhaft der Bau der Nationalgalerie in West-Berlin; für Gropius sein Beitrag auf der Interbau in Berlin und für Ernst May seine Arbeit in Hamburg.

81. Siehe hierzu Durth 1988.

82. Durth 1988; Nerdinger 1985, S. 65ff.; ders. 1990, S. 41; ders. 1993, S. 153ff.

83. Hierzu vgl. Preis 1992, S. 40ff.

einer ganz eigenen und unabhängigen Formensprache fanden, wurden zu Vorbildern und bestimmten den Weg durch ihr eigenes Bauen noch mit.⁸⁴ Ein Architekt wie Aalto, hatte sich schon früh vom Dogmatismus eines rein technokratischen Funktionalismus freigesagt und formulierte einen neuen Funktionalismusbegriff, der die »rationalen Methoden vom nur Technischen auf das Menschliche und Psychologische transponieren« sollte.⁸⁵ Dies gab den Spielraum für die Verwendung traditioneller Materialien, traditioneller Bauformen, beispielsweise von Steildächern oder verstärkt organischer Formen, die sich auch Architekten in der Bundesrepublik zu eigen machten.

Auf diese Weise ist tatsächlich kein einheitlicher Stil der 50er Jahre entstanden, sondern allenfalls eine Vielfalt von Stilen.⁸⁶ Es kann auch Gültigkeit für sich beanspruchen, wie Hoffmann-Axthelm die 50er Jahre Architektur versteht, als eine Spätblüte der Moderne, »als Schlußphase einer bestimmten Art und Weise, Architektur zu machen: Architektur als expressive, technisch aufgefangene Geste. [...] Die große Geste, die die besten Bauten der ersten Hälfte der Fünfziger Jahre haben, stammt nur indirekt aus der Nachkriegssituation – sie ist vielmehr das Schlußwort einer Architektengeneration, die in den Jahren des Faschismus ums Bauen gebracht war.«⁸⁷

Eine Betrachtung der modernen 50er Jahre Architektur hat von diesem – hier nur kurz umrissenen – architekturhistorischen Kontext auszugehen, und es geht dabei zunächst um die Relation von Formrezeption und Forminnovation. Denn auch diese Spätblüte oder Schlußphase findet noch zu ganz eigenen Formen, die »typisch« für die 50er Jahre Architektur und Ergebnis ihres spezifischen Kontextes sind. Werner Durth hat dies prägnant zusammengefaßt: »Über die verschiedenen ästhetischen Strömungen und die Gleichzeitigkeit der Stile hinweg läßt sich an vielen Gebäuden der 50er Jahre [...] bisweilen eine gemeinsame Intention erkennen, die sich insbesondere in der Lösung ganz marginaler, unauffällig alltäglicher Aufgaben zeigte: aus dem Zwang der Sparsamkeit eine Ästhetik der Improvisation zu entwickeln, aus der Not knapper Materialien die Tugend gestalterischer Phantasie im sensiblen Umgang mit den noch kostbaren Stoffen. So sind es oft nur beiläufige Bauten wie gläserne Pavillons oder schlichte Wohnsiedlungen – oder auch nur einzelne Elemente wie schwebende Vordächer und schwingende Treppenhäuser, die heute im Rückblick als typisch für die 50er Jahre erscheinen; [...]. Gerade bei solchen Bauten aus der Zeit des bescheidenen Anfangs dieser Republik werden durch viele Formen und Elemente die Versuche sichtbar – auch in der Orientierung an ausländischen Beispielen der Architektur und des Designs – eine sinnliche Gegenwelt zur offiziellen Baukultur des ›Dritten Reiches‹ zu schaffen: Gegen die Schwere des als ›Blut- und Boden-Stil‹ verrufenen bodenständigen Bauens wird der Eindruck einer fast schwebenden Leichtigkeit erweckt; gegen die Massigkeit großflächiger Volumen stehen nun transparente Wände mit breiten Verglasungen zwischen schlanken Stützen; gegen die starre Gradlinigkeit der re-

84. Zum Einfluß Skandinaviens, der Schweiz und anderer Länder siehe Nerdinger 1990, S. 42ff.; Architektur und Städtebau der 50er Jahre 1990, S. 103; Stock 1992, S. 297.

85. Alvar Aalto: Die Anpassung der Architektur an die Natur des Menschen, in: Aalto 1989, S. 9.

86. Vgl. Boyken 1990a, S. 133.

87. Hoffmann-Axthelm 1981, S. 16.

präsentativen Bauten die ›dynamische‹ Architektur an geschwungenen Bewegungsabläufen orientiert; gegen die Vorliebe für strenge Symmetrie setzten sich ›organisch‹ gerundete asymmetrische Formen durch.«⁸⁸ Viele ihrer ›Grundformen‹ bezieht diese Architektur, wie jede andere Architektur auch, aus der Architekturgeschichte des Abendlandes⁸⁹ und transformiert sie in eine eigene, zum Teil abstrahierende, immer aber selbständige und manchmal gar überraschende Formensprache.

In der Kunstgeschichte ist zwar das Interesse an einer stilgeschichtlichen Betrachtung in den vergangenen Jahren – sicher mit einiger Berechtigung – zugunsten anderer Methoden in den Hintergrund getreten und für manchen mag die Stilgeschichte schon längst überwunden und abgelöst sein. Doch beschäftigt man sich mit einer Architekturepoche, deren historische Bedingtheit zwar inzwischen durch eine fundierte Grundlagenforschung bekannt ist, die aber ansonsten noch regelrecht auseinander zu fallen scheint, werden Desiderate sichtbar, von denen die Unkenntnis über die Herkunft und Wandlung des Formenschatzes nur eines ist.

Das Nebeneinanderstehen der Stilgeschichte und solcher methodischen Ansätze, die sich den Inhalten des Objektes zuwenden, braucht nicht gefürchtet zu werden und auszubleiben, solange man nicht zwanghaft bemüht ist diese miteinander zu vermischen, oder gar erwartet, daß sie sich etwas zu sagen hätten.⁹⁰

Wendet man sich an dieser Stelle noch einmal der Kontroverse Moderne-Postmoderne zu, so ist folgendes hervorzuheben: Architektur ist nach der Definition von Heinrich Klotz dann unter dem Begriff ›Postmoderne‹ zu subsumieren, wenn sie »auch anderen Gesetzen gehorcht als der Funktionserfüllung und der größtmöglichen Vereinfachung der Grundformen, sofern sie von der Abstraktion fort zu einer Vergegenständlichung hin tendiert [...]. Damit ist gemeint, daß die Architektur nicht mehr bei sich ihr Ende findet als eine Realisierung von reinen dreidimensionalen Körpern, sondern daß sie zu einem Mittel der Veranschaulichung von Inhalten vielfältigster Art werden kann: Architektur als ein Werk des schönen Scheins, nicht nur als ein Werkzeug der Zweckerfüllung.«⁹¹

Grenzen wir erneut die postmoderne Architektur gegen die der 50er Jahre ab, so hieße das, daß diese immer nur den Gesetzen der Zweckerfüllung folgt. Daß dem nicht so ist, zeigt nicht nur diese Arbeit, sondern wird in vielen Betrachtungen zur Architektur dieser Epoche inzwischen ausreichend belegt. Doch, und dies unterscheidet sie von der Postmoderne nach der De-

88. Durth 1993, S. 604. Zur Idee, daß die 50er Jahre eine Art Gegenarchitektur zur NS-Architektur bilden, auch v. Beyme 1992, S. 42.

89. Daß man mit einer solchen Auffassung ganz im Sinne der Architekten denkt, zeigt zum Beispiel der fünfte Vortrag aus Theodor Fischers Reihe der sechs Vorträge über Stadtbaukunst. Ein Exemplar dieses Büchleins hat sich in Kramers Bibliothek finden lassen und ist mit Unterstreichungen versehen. Bemerkenswert ist folgende Stelle: »[...] Suchen wir tiefer zu schürfen nach Grund und Berechtigung des unterschiedlichen Stils im Städtebau, so liegen die Zeugnisse der Vergangenheit in den Stadtplänen vor Augen. Das ist unser Archiv, in dem wir zu forschen haben. Das Ergebnis dieses Betrachtens ist, um es vorwegzunehmen, klar und unzweifelhaft das, daß der soziale und kulturelle Stand jeweils die Form der Stadt hervorbringt mit unausweichlicher Notwendigkeit.« (Unterstreichung von F.K.) Fischer 1920, S. 57.

90. Zu diesem Themenbereich vgl. Warnke 1984, S. 7ff.; Klotz 1995, S. 38ff.

91. Klotz 1988, S. 103.

definition von Klotz, sie verläßt dabei nur sehr selten den Pfad der Abstraktion. Trotzdem betont man vermehrt, die *Geschichte der Postmoderne* reiche bis in die Fünfziger Jahre zurück.⁹² Aber der Postmoderne »entscheidende Bedingung ist die Krise des Funktionalismus in einem bestimmten historischen Moment; als historisches Phänomen ist sie mithin unverwechselbar.«⁹³ Niemand wird also ernsthaft behaupten wollen, die Postmoderne *beginne* in den 50er Jahren. Die intensive Auseinandersetzung mit der Architektur dieser Epoche hat bislang lediglich gezeigt, daß die Argumente der Abgrenzung nicht stimmen, denn von einer Sprachlosigkeit der Nachkriegsmoderne und einem mangelnden Bezug derselben zur Historie kann nicht ernsthaft gesprochen werden. Die Kritik der Postmoderne an der Moderne bedarf daher einer Revision.

Inzwischen spricht man vermehrt von einem konkreten oder bewußten Zitieren innerhalb der 50er Jahre-Architektur.⁹⁴ Methodologisch nähert man sich damit ohne Zweifel an die von Hans Joachim Kunst formulierte ›Zitattheorie‹ an. Für Kunst geht es um die »Relation von vorgeprägter, gleichsam vorgeschriebener Form und Forminnovation. Dabei wäre zu fragen, wer die vorgeschriebene Form vorschreibt, welche Funktion sie erfüllt, was sie beinhaltet. Ebenso müßte gefragt werden, wem die Forminnovation verdankt werden muß und welche Funktion sie besitzt.«⁹⁵

Doch der Begriff des Zitates, der in seiner Anwendung immer von dem Konkreten auszugehen hat, erweist sich bei der Sicht auf die Moderne meines Erachtens als problematisch. Denn viele von der modernen Architektur übernommenen Motive implizieren kein konkretes Zitat, sondern sind eher als eine Art Zeichen aufzufassen, deren Rezeption und Verwendung auf einer kulturellen Übereinkunft beruht. Hilfreich für diese Sichtweise auf die Architektur ist die Idee des historischen, kulturellen oder kollektiven Gedächtnisses, durch welches Zeichen im allgemeinen Sinne tradiert werden und das Wissen um ihre Bedeutung erhalten bleibt.⁹⁶ Sie können dabei durchaus einer Formveränderung unterliegen, ohne dabei ihre Verständlichkeit einzubüßen. Denn in der Architektur und vor allem in der Stadtbaugeschichte vollziehen sich solche Veränderungen in aller Regel langsam, durchaus im Sinne einer Ent-

92. Riedl 1988, S. 360f.; Selle 1994, S. 289: »Wer heute auf die Produktkultur der Fünfziger Jahre der Bundesrepublik zurückblickt, vermag kaum zu entscheiden, ob es sich um eine Phase der Rückgriffe in die Entwurfsgeschichte, um die vollendete Modernisierung des Alltagsinventars oder um einen Vorgriff auf die Postmoderne oder um alles auf einmal handelt.« auch ders. 1993, S. 612. Von einer Postmoderne im Sinne einer Nachmoderne oder zweiten Moderne spricht auch Schubert 1991, S. 110: »Die mehr und mehr gegenstandslos gewordenen Künste, die nach 1950 die Innovation der fruchtbaren Jahre vor 1933 ausschalteten und somit im eigentlichen Sinne eine ›Postmoderne‹ verkörpern arbeiteten auf den Verlust sozialer Bildlichkeit hin.«

93. Riedl 1988, S. 361. Riedl macht unter anderem auch sehr deutlich, daß die Postmoderne kein zweiter Historismus sein will und kann, »ebensowenig kann sie sich als einheitlicher Stil etablieren und als solcher den Funktionalismus verdrängen.« Die verwendeten historischen Formen sollen nach Riedl »als offene Verweise Geschichtszugehörigkeit dokumentieren und Mannigfaltigkeit verbürgen.« Ebenda, S. 357.

94. Vgl. hierzu zum Beispiel Bartetzko 1992, S. 124; ders., S. 286; Gehebe 1994, S. 62; Lankes 1995, S. 74.

95. Kunst 1981, S. 87ff.

96. Zum Begriff des kollektiven Gedächtnis siehe Halbwachs 1985; Assmann 1988, S. 9ff.; vgl. auch Nerdinger 1988, S. 68ff. Zur Rolle des kulturellen Gedächtnisses in der Architektur Theodor Fischers, insbesondere seines Universitätsgebäudes in Jena siehe Nerdinger 1988, S. 68ff.

wicklung und erst durch eine zunehmende Überlagerung des Alten durch das Neue, dringen sie nach und nach in das kollektive Gedächtnis ein.⁹⁷ In dieser Langsamkeit wiederum liegt es begründet, daß sie in aller Regel auch verständlich bleiben. Geht aber ihre Verständlichkeit verloren, so weist dies auf einen Bruch in der Entwicklung oder gar auf eine ›Bruchstelle‹ im kollektiven Gedächtnis hin. Mit einem solchen Phänomen haben wir es meines Erachtens bei der Architektur der 50er Jahre zu tun. Walter Grasskamp hat für das Ausstellungswesen der Kunstvereine nach 1945 – die hauptsächlich moderne Kunst ausstellten und dabei rege öffentliche finanzielle Unterstützung erhielten –, gezeigt, daß das »kulturelle Bewußtsein in der Bundesrepublik bei weitem nicht so hoch entwickelt war, daß eine derartige Ausstellungspolitik auch mit Verständnis hätte rechnen dürfen.«⁹⁸ Moderne Kunst und moderne Architektur, deren Sprache man nicht verstand, hielt man nicht selten für etwas fremdes aus den Staaten.⁹⁹ Daß es sich tatsächlich nur um einen Re-import handelte, war dagegen nicht mehr Teil des kulturellen Gedächtnisses. Da haben, und dies bestätigt sich nicht nur in der Rezeption von Architektur, sondern eben auch wieder in der bildenden Kunst, zwölf Jahre Hitler-Diktatur ausgereicht, um dem historischen Gedächtnis in Deutschland sichtliche ›Bruchstellen‹ zuzufügen.¹⁰⁰ Wie auch anders hätte man reagieren können, nachdem man zwölf Jahre lang gelernt hatte, das die Moderne etwas Entartetes sei.¹⁰¹ Auch in der DDR sprach man – allerdings hauptsächlich ideologisch begründet – von einer Überformung westdeutscher Städte durch amerikanische Architektur.¹⁰²

Daß in Deutschland die Moderne nicht nach und nach in die Städte eindrang, sondern in manchen Städten nach 1945 derart massiv das Gewohnte, nun aber Zerstörte, ablösen mußte, konnte angesichts des damit auch zusammenhängenden Verlustes von Identität, nur Ablehnung hervorrufen. Warum man dennoch die Moderne bevorzugte, das soll in dieser Arbeit für den Bereich der Univeritäten dargelegt werden.

97. Halbwachs 1985, S. 133f.

98. Grasskamp 1989, S. 122.

99. Fehl 1985, S. 89 sieht in der Entwicklung der Moderne in Deutschland keine Bruchstellen, weil sie im Industriebau weiterentwickelt wurde. Hierbei muß jedoch bedacht werden, daß der Industriebau sich dem Gesichtsfeld der Masse entzieht. In die Städte, war die Moderne nicht in dem Maße eingedrungen, daß man sie für selbstverständlich hätte halten können.

100. In einem anderen aber durchaus ähnlichem Sinne schreibt Frank 1985, S. 10: »Die Nazi-Propaganda unterbricht nicht die Kontinuität der deutschen Baukultur, sie vernichtet nur besonders gründlich das Bewußtsein dieser Kontinuität. Es gelingt ihr den Bruch mit der Vergangenheit glaubhaft zu machen.« Vgl. auch Bracher 1991, S. 12.

101. Belting 1995, S. 48.

102. Kurt Magritz: »Die Tragödie der Architektur in Westdeutschland«, in: Deutsche Architektur 1952, S. 15-29. Hierzu auch Hoscislawski, 1991, S. 108ff.

